Album.

Bibliothek deutscher Originalromane
der beliebtesten Schriftsteller.

Dreizehnter Jahrgang.

Dreizehnter Band.

Aus eig'ner Kraft.

II.

Prag und Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.
1858.

Aus eig'ner Kraft.

Historischer Roman

von

Bernd von Guseck.

Zweiter Band.

Prag und Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.
1858.

Erstes Capitel.

Die Kaisertochter.

Im schönen Lande Tirol wohnte der Friede, während die Erbbesitzungen des Kaisers nun schon drei Jahre lang von den Schrecken des Krieges heimgesucht wurden. Drei Jahre waren verflossen, seit Kaiser Friedrich im guten Glauben den Ungarn den vorgeblichen Durchzug gestattet hatte und alle Folgen, welche der redliche Hager von Altensteig vorausgesehen, waren im vollsten Maße eingetroffen. Daß es dem Könige von Ungarn nur um einen Vorwand zu thun gewesen, den alten Haß, den er persönlicher Ursache willen gegen den Kaiser hegte und mit ihm zugleich sein Eroberungsgelüst nach den alten Grenzen seines Reiches Pannonien zu befriedigen, hatte schon das erste Jahr der ausgebrochenen Fehde bewiesen. Der Erzbischof von Salzburg, welchen er zu schützen vorgegeben hatte, als seine Truppen sich in Steiermark festsetzten, war in christlichem Erbarmen mit der Noth des Landes von seinem Stuhle zurückgetreten und

hatte Inful und Mithra seinem Nachfolger übergeben. Aber der Krieg war darum nicht erloschen. König Matthias hatte sich vielmehr in Person erhoben und mit der gewaltigen Heeresmacht, welche ihm die neue Kriegsordnung, die er im Lande eingeführt, mit Leichtigkeit zusammen zu bringen erlaubte, dem Kampfe, der sich bis jetzt nur auf Streifzüge und kleinere Gefechte beschränkt hatte, einen Nachdruck gegeben, welchem die Streitkräfte, über die der Kaiser, bei der mangelhaften Wehrverfassung seiner Erblande sowohl, als des ganzen deutschen Reiches, zu verfügen hatte, nicht mehr gewachsen waren. Wo es in dem Belieben jedes Reichsstandes, ja des einzelnen Edelmannes stand, wie weit er seinen Verpflichtungen nachkommen wollte, weil die Zersplitterung aller Kraft und die Schwächung der kaiserlichen Machtvollkommenheit nicht erlaubte, die Säumigen oder Treulosen zu strafen, da konnte Deutschland vor jedem fremden Einbruch nur zu Schanden werden.

So hatte der König von Ungarn Haimburg genommen, Bruck an der Leitha, Korneuburg. Seine Husaren, die neue Reiterei, die er geschaffen, indem er den zwanzigsten Mann (husz 20) um Sold (ár) auf drei Monat im Jahr zum Reiterdienste des Königs ausheben ließ, schwärmten bereits bis vor Wien — und in Tirol waltete der tiefste Friede. So schlimm hatte die hundertjährige Theilung der habsburgischen Lande bereits gewirkt, welche der milde

Erzherzog Albrecht, der von dem geflochtenen Haar, in zwei Zöpfen auf die Brust fallend, den Beinamen führt, vergebens in seinem Testamente abmahnend zu hindern gesucht hatte. Es gab kein gemeinsames Streben, kein Zusammenhalten im Glück und Unglück mehr. Der Kaiser erwartete auch nicht einmal Hülfe von seinem Vetter Siegmund, er gönnte ihm den Frieden, welcher in seinen Bergen wohnte und hatte ihm sein liebstes Kleinod anvertraut, als er sich endlich genöthigt gesehen, seine Erblande, wo der feste Grund unter seinen Füßen zu wanken begann, zu verlassen, um bei den Reichsfürsten, die ihm treu geblieben waren, Beistand gegen den Reichsfeind zu suchen, welcher schon so viel deutsches Land an sich gerissen hatte und nimmer gesonnen war, es jemals wieder zu räumen.

Wiederum hatte eine reiche Ernte im fruchtbaren Innthale, wie es sich bei der Hauptstadt des Landes breitet, ihren Segen gespendet und der goldene Herbst auch hier schon die Traube gereift. Ein heller, warmer Tag lockte die Städter, die auch keine Feldarbeit zu verrichten hatten, in's Freie, zu Spaziergängen. Manche wanderten die Sill hinauf nach Schönberg, wo die alte Handelsstraße über den Brenner nach Italien ging und damals noch alle Waarenzüge aus dem Morgenland von Venedig herüber kamen, eh' der Seeweg um das Cap nach Ostindien gefunden war. Die Straße ging im vielgebrochenen Zickzack,

aber ein grader Fußpfad führte schneller hinauf und droben saß sich's herrlich beim Becher Wein, mit der Aussicht auf die Ferner im lieben Stubaier Thal. Andere wanderten bequemer am Ufer des Flusses dahin, und schauten sich die schneebedeckten Berge, die das Innthal einschließen, nur von unten an. Die Wallfahrt dort, mit der Kirchenfahne voran, wohl hundert Menschen in allen Trachten des nördlichen Tirol, mochte wohl schon weit her kommen und war noch auf längere Zeit mit Vorrath eingerichtet, sie zog der Waldraster Spitze zu, welche ihre scharfe Pyramide in den reinen Himmel erhob. G'segne Gott Euren Bittgang! Dort kam von der Abtei Wiltau her, welche dicht an der Stadt liegt, eine Jagdgesellschaft gezogen, Alles zu Pferd, auf kostbar geschirrten Rossen, auch Frauen dabei, — voran „Vater“ Siegmund, wie der Erzherzog allgemein genannt wurde, wobei der schelmische Tiroler dem Wort aber noch eine ganz andere Bedeutung, als die herkömmlich ehrbare, gab. Seine Frau Gemahlin, Katharina von Sachsen, war nicht bei ihm, sie liebte die Jagd nicht und war daheim geblieben; statt ihrer ritt ein wunderschönes junges Fräulein an seiner Seite, hier aber fand keine leichtfertige Zunge Anlaß zu Bemerkungen, denn ganz Innsbruck wußte, daß es die Tochter des Kaisers sei, welche dieser nach Tirol geschickt hatte, um hier vor den Stürmen des Krieges gesichert zu sein. Auch ritt zu ihrer Linken ein junger fremder

Herr, welchen Niemand kannte, der aber, nach seinem stattlichen Roß und der prächtigen Kleidung, auch ein Fürst sein mußte, und dieser unterhielt sich gar angelegentlich mit der Erzherzogin, so daß ihn die ehrlichen Tiroler wohl für einen Freier halten konnten, der ihr nachgefolgt sei, um hier ungestört zu werben. Wären sie nur, als sie am Wasserfall vorüber waren, hinter der Sillbrücke nicht so rasch geritten, damit man's hätte dem kaiserlichen Fräulein ein wenig mehr abmerken können, wie sie die Werbung aufnahm. Sie hatte immer auf ihren Falken geschaut, den sie mit der Haube verkappt auf ihrer Hand trug, nicht ein einzig Mal auf den edeln Herrn in Hellblau und Weiß an ihrer Seite. Aber die Tirolerin am Wege, welcher ihr Begleiter das bemerklich machte, lächelte dazu und steckte sich schweigend die Blume, die sie gepflückt hatte, hinter das Ohr. Sie wußte, daß man Einen nicht anzuschauen braucht, um doch Alles zu hören und gut aufzunehmen, was er sagt.

Stromabwärts, eine Stunde von Innsbruck, auf einer gebietenden Höhe liegt das Schloß Ambras, vor Zeiten der Sitz eines eigenen Grafengeschlechts, welches das ganze Unter-Innthal als Grafschaft Ambras (richtiger Amras geschrieben) beherrschte. Es gab einmal dreißig Grafschaften im heutigen Tirol, welche ganz unabhängig neben einander das Land, das noch keinen gemeinschaftlichen Na-

men trug, getheilt hatten. Ein Bild deutscher Zersplitterung, wie es im Großen das ganze Reich deutscher Nation zeigte! Im dreizehnten Jahrhundert hatte dann einer dieser Dynasten, welcher von seinem Erbschlosse bei Meran der Graf von Tirol hieß, sich zum Oberherrn über die andern aufgeschwungen und so war denn mit der Zeit das ganze Land, sonst nur das „Land an der Etsch, am Inn und im Gebirge," mit dem Namen Tirol benannt worden. Von den alten, vorher reichsunmittelbaren Grafen=Geschlechtern waren noch einige vorhanden, sie bekleideten aber nun bei den Landesfürsten aus habsburgischem Hause die Erb=Landämter und so ritt im Gefolge des Erzherzogs heut Einer, dessen Ahnen einst das Ober=Innthal beherrscht hatten, als Erb=Land=Falkenmeister, um die Jagd zu leiten, ein Anderer, von den Grafen von Wolkenstein abstammend, als Erb=Land=Küchel= und =Stäbelmeister. Die Grafen von Amras aber, deren alte Burg heut nach beschlossener Jagd die Hofgesellschaft aufnehmen sollte, waren längst ausgestorben.

„Ich befehle Eurer Liebden mein Pflegkind," sprach der Erzherzog, als es noch auf ziemlich günstigem Boden längs der Berge hin ging, zu dem reichgekleideten fremden Herrn, welcher neben der Erzherzogin Kunigunde dahin sprengte. „Habt sorgsam Acht, daß ihr kein Unfall begegnet: ich zähle auf Euch, werther Fürst."

„Mein Auge soll wach sein, als gelt' es, mein Heiligstes zu behüten," erwiederte der fremde Gast.

„Nach der Trauerkunde, die uns aus Niederland zugegangen ist, hab' ich wohl Ursache, vor einem Unglück mit dem Roß für meine theure Nichte zu zagen," — sagte der Erzherzog.

Die junge schöne Maria von Burgund, des ritterlichen Max Gemahlin, war kürzlich auf der Falkenjagd mit dem Pferde gestürzt und in Folge dessen gestorben. Nur fünf Jahre hatte diese glückliche Ehe eines jugendlichen Fürstenpaares gewährt, das mit den herrlichsten Gaben des Geistes und der Schönheit ausgestattet, in seltener Weise zu einander paßte. Zwei zarte Kinder, welche ihren Verlust noch nicht ermessen konnten, waren den trauernden Gatten verblieben. Der Kaiser hatte die Nachricht mitten in seiner eigenen Bedrängniß erhalten und sie alsbald der Tochter, wie Alles, was sein Herz bedrückte, durch einen Boten mitgetheilt. Das war aber schon mehrere Monden her und konnte den Erzherzog Siegmund, welcher sich überhaupt von betrübenden Dingen so bald als möglich losmachte, nicht abhalten, seinem fürstlichen Nachbar, der ihn mit einem überraschenden Besuch von seinem Oberlande her erfreut hatte, durch Lustbarkeiten aller Art, so heut durch eine Falkenjagd, zu ehren. Nur, als er seine Verwandte, deren Wohl ihm von dem liebenden Vater auf die Seele gebun-

den war, so kühn und gewandt neben sich den Zelter tummeln sah, war ihm plötzlich das Unglück der Erbin von Burgund eingefallen und hatte ihn momentan mit einer Sorge erfüllt, welche nur durch das feierliche Versprechen seines Gastes schnell zerstreut war. Bald nahm ihn auch, als der erste Falke stieg, die Jagd, die er leidenschaftlich liebte, so mit Auge und Seele in Anspruch, daß er kaum bemerkte, wie Kunigunde ihm, da er, keine Bodenschwierigkeit mehr achtend, im vollen Lauf ansetzte, mit ihrem schwächern Pferde nicht folgte, vielleicht auch von ihrem Begleiter, dessen Obhut sie empfohlen war, aus Besorgniß zurück gehalten oder auf ebeneren Grund gelenkt wurde. Statt des Erzherzogs ritt nun ein anderer Herr vom Gefolge an die frei gewordene Seite, um die Kaisertochter auch hier vor Gefahren oder einem Sturze zu schirmen, aber bald genug schien dieser gleichfalls von der Jagdlust, als sich eine neue Beute zeigte, fortgerissen zu sein und nahm, ganz gegen die Etikette, einen Vorsprung, der immer größer wurde, weil der Fürst sein feuriges Roß nicht gewähren ließ, sondern mehr und mehr verhielt, wodurch auch der Zelter der Erzherzogin, ohnehin sanftmüthiger Natur, seine Sprünge mäßigte. Der Erb-Land-Falkenmeister war nicht mehr hier, sonst würde der Cavalier, der es gewagt hatte, der Fürstin vorauf zu jagen, streng in seine Schranken gewiesen worden sein, dann hätte aber auch wohl der Begleiter

der Erzherzogin Jenem, der aus seinem eigenen bairischen Gefolge war, nicht den verstohlenen Wink gegeben haben, der ihn, gleichsam aus unbedachter Jagdhitze, entfernte. Die Andern, auch wenn sie letztere nicht theilten, waren, wie es bei solchen Jagdritten immer geschieht, allmälig ganz aus einander gekommen und über die Gegend verstreut, nur die beiden Fräulein, welche außer der Erzherzogin noch Theil an der Waidmannslust nahmen, und zusammen geblieben waren, hatten ihre ritterlichen Begleiter, diese waren aber noch weit zurück. Der Fürst im hellblauen Kleide mit Hermelin, blickte sich nach allen Richtungen um und sprach mit dem wärmsten Tone seiner männlichen Stimme: „Endlich ist mir das Glück hold! Ich kann zu Euch reden, ohne daß ein lästiger Zeuge mir jedes Wort, jeden Blick belauscht!"

„Ich halte Euch für zu ritterlich, Herzog Albrecht," entgegnete die Erzherzogin und ein leises Beben machte sich in ihren Worten hörbar, „als daß ich glauben könnte, Ihr würdet anders zu mir reden, als es selbst mein Vater, wenn er zugegen wäre, vernehmen dürfte."

„Der Kaiser, der seine Tochter so zärtlich liebt, wie es die ganze Welt weiß, würde mir vielleicht zürnen, aber —"

„Wenn Ihr das selbst glaubt," unterbrach ihn die Erzherzogin, ihr Pferd antreibend, „so könnt Ihr den Zu-

fall, der mich von meines Oheims Seite getrennt hat, nicht mißbrauchen. Laßt uns diesen Pfad nehmen, so schneiden wir den Bogen ab und kommen wieder an die Spitze."

„Um keinen Preis!" rief der Herzog lebhaft. „Dieser Pfad geht steil bergab, — ich bin für Eure Sicherheit verantwortlich! — Fürchtet nicht," setzte er mit innigem Tone hinzu, „daß ich das Glück, das mich mit Euch von den Andern getrennt hat, mißbrauchen werde. Nur eine einzige Frage will ich thun."

Sie trieb ihr Pferd schärfer an, daß es die Federbüsche, welche seinen Kopf schmückten, aufspringend schüttelte.

„Ich bin Eurer Ritterehre anvertraut, Herzog Albrecht," sagte sie.

„Und wahrlich, Ihr sollt Euch nicht in mir täuschen!" rief er. „Meine Frage ist nur, wie kann ich des Kaisers Abneigung gegen mich besiegen, mir seine Gnade wieder gewinnen?"

„Habt Ihr keine Schuld, daß sie Euch verloren gegangen ist?" fragte Kunigunde, von ihrer Herzensbangigkeit durch diese Wendung ein wenig befreit.

„Wenn ich mich nicht ganz frei von Schuld fühle," erwiederte er, „so theile ich sie mit andern Fürsten des Reichs, aber davon will ich nicht reden, das ist nicht für die Tochter des Kaisers. Ich wünsche aber von ganzem

Herzen, daß ich die verlorne oder, wie Ihr glaubt, verwirkte Gnade wieder erlange —"

„Ist das Euer aufrichtiger Wunsch," entgegnete die Erzherzogin, „warum finde ich Euch hier in friedlichem Spiel auf der Reigerbeize, warum zieht Ihr nicht an der Spitze Eurer Vasallen mit tausend Speeren aus Baierland dem Kaiser zu, wie Ihr als Fürst des Reiches verpflichtet seid, wenn der Feind schon an die Thore von Wien pocht?"

„Ahnt Ihr nicht," sprach der Herzog, sich tief neigend, „warum Ihr mich hier findet?"

„Ich weiß, daß nicht hier Euer Platz ist, sondern an der Seite Eures Kaisers im Felde!" versetzte Kunigunde, diesmal seinen Blick nicht meidend, sondern ihr schönes geistvolles Auge mit seinem leuchtenden Strahl auf ihn gerichtet.

„Gewiß habt Ihr Recht, — aber wenn ich Eurem Gebot folge, wenn ich des Kaisers Gnade mir gewinne und mit einem Zeichen derselben zurückkehre, darf ich dann hoffen, daß Ihr —"

„O, nehmt doch Eurem edeln Thun nicht seinen Werth!" unterbrach ihn die Erzherzogin. „Was mein Vater beschließen wird, das erwarte ich in Demuth und Gehorsam." Sie bemerkte mit erleichtertem Herzen, daß ein paar Reiter, welche einen andern Weg genommen hatten, ihnen

näher kamen und so dem Gespräch, das ihre ganze Geisteskraft in Anspruch nahm, ein Ende machten.

„Habt Dank," sagte der Herzog noch in freudiger Aufregung, „daß Ihr mir das versprochen habt!"

„Was hätt' ich Euch versprochen?" fragte Kunigunde betroffen.

Aber seine Antwort blieb aus, denn die beiden Herren spornten ihre Pferde bereits über den Graben in unmittelbarer Nähe und einer von ihnen, es war der Kanzler Hans Purch, den die Erzherzogin nicht besonders achtete, weil er seinen Fürsten noch kürzlich zu verderblichen Schritten bewogen hatte, fragte schon von Weitem, wo sein Herr zu finden sei: gute Nachricht habe er ihm zu verkünden, welche gleich nach dem Auszuge eingetroffen sei, darum habe er flugs satteln lassen, um den Erzherzog wenigstens auf Amras zu treffen.

Die Jagd hatte sich aber mehr in die Thalebene hinein gezogen und Kunigunden's scharfes Auge glaubte ihren Oheim unter den einzeln zerstreuten Jagdgenossen zu erkennen; sie zeigte dorthin und der Kanzler gesellte sich zu ihnen. Auch die beiden Hoffräulein der Erzherzogin Katharina, welche diese, zur eignen Freude der jungen Mädchen, ihrer Nichte zum Geleit auf die Jagd mitgegeben hatte, waren mit ihren Begleitern jetzt näher gekommen und an den Kern schlossen sich bald noch Mehrere, deren

Pferde müde geworden waren, an, so daß der größte Theil der Jagdgesellschaft sich hier wieder zusammen fand, dafür aber der Ehren des letzten Preises verlustig ging, mit welchen der Erzherzog und seine unverdrossenen Freunde sich den Hut schmückten.

Der Kanzler hatte unterdessen dem Herzoge von Baiern seine guten Nachrichten nicht vorenthalten. Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Der König von Ungarn hatte in unbegreiflicher Handlungsweise den Bürgern von Wien einen Waffenstillstand von sieben Wochen — zur Weinlese! — bewilligt. War so etwas jemals im Kriege erhört worden? Zur Weinlese sieben Wochen, in welcher Zeit sie sich mit aller Kraft zum nachdrücklichsten Widerstande rüsten konnten! Herzog Albrecht verbarg seine Verwunderung nicht, er schrieb jedoch diese scheinbare Unklugheit nur der Verachtung zu, welche der übermüthige Feind vor den Deutschen hege, und der Ueberzeugung, daß er von ihnen, trotz aller Anstalten, keine starke Gegenwehr zu befürchten habe.

„Warum sollte es aber nicht Großmuth sein?" entgegnete die Erzherzogin.

Die Herren gestanden das nicht zu und bestritten es lebhaft, nur Herzog Albrecht schwieg und es schien, als verstehe Kunigunde seinen prüfenden Blick, denn sie erröthete leicht, wie vor einem überraschenden Gedanken. Ihr war nicht

eingefallen, daß die vortheilhafte Meinung, welche sie von der Großmuth des Königs von Ungarn hegte, einer versteckten Vorliebe für ihn, der einst um ihre Hand geworben, zugeschrieben werden könnte. Sie dachte noch darüber nach, als sie später beim heitern Mahle, welches die Jagd krönte, an der Seite ihres Oheims saß und war ungewöhnlich schweigsam, so daß sie ihr anderer Nachbar, natürlich der Herzog von Baiern, leise fragte, ob er sie beleidigt habe. Das laute Gespräch, das mit Tiroler Lebhaftigkeit um die Tafel schwirrte, begünstigte eine unbelauschte Unterhaltung; Kunigunde war aber von dem Gedanken, den sie während des Jagdritts vernommen hatte, daß Albrecht ihres Vaters erneute Huld suchen wolle, noch zu befangen, durch seine Worte, denen sie kaum Einhalt zu thun vermocht, so gewarnt, daß sie auf seine bedeutungsvolle Frage nicht einging, sondern nach einer flüchtigen und verwunderten Ablehnung der Annahme, die sie enthielt, möglichst bald ihren Oheim in ein Gespräch zog, welches sie nun geschickt leitete.

Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Diese Lösung, welche der Kanzler ausgesprochen hatte, war ganz im Sinne seines Herrn, der nur der Gegenwart lebte, so heiter und sorglos, als gebe es gar keine kommende Zeit, welche Anspruch an ihn machen könne. Darum verschob er auch mißliche Fragen, deren Entscheidung ihm oblag, schwierige

Geschäfte so lange, als möglich. In den Krieg seines Vetters mit den Ungarn sich zu mischen, war ihm nicht eingefallen, er glaubte sich im Recht, daß er seinen Unterthanen die Lasten eines Aufgebots erspare, auch wenn er wohl ziemlich sicher sein konnte, daß die Ungarn deshalb nicht in Tirol eindringen würden. Erst seine Nichte hatte ihn unruhig gemacht, als sie ihn mahnte, daß die Fürsten des Hauses Habsburg zusammen stehen müßten und er dem Kaiser wohl einen großen Dienst leisten könne, wenn er sein treues und tapferes Bergvolk zu den Waffen riefe. Er hatte sich sogar mit seinen Rathgebern, dem Kanzler und dem Grafen von Matsch, darüber besprochen, welche jedoch kein rechtes Herz für die Sache gehabt. Um so lieber war ihm daher die heut eingelaufene Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstande, der nach seiner Meinung nicht allein der Stadt Wien, sondern dem ganzen Lande und dem Kaiser galt, und daher jedenfalls zum Frieden führen müsse.

Noch auf dem Heimritt zur Stadt, welcher langsam bei goldklarem Abende auf dem Wege längs der Berge bis dort, wo die reißende Sill ihren jähen, wenn auch niedrigen Wassersturz macht, unternommen wurde, sprach er fröhlich davon und äußerte sogar, daß er Gott danke, wenn der Max, der keine Ruh' halten könne, nicht eher aus Flandern herkomme, als bis der Frieden besiegelt sei, denn wär's

auch noch eine Stunde vorher, so schlüge er noch mit dem Schwerte d'rein. Die Erzherzogin hatte ganz andere Gedanken darüber; sie glaubte an keinen Frieden und wünschte ihn auch nicht unter den Bedingungen, wie ihn der König von Ungarn, der bis jetzt sieghaft gewesen war, vorschreiben konnte, sie wollte die Ehre und den Ruhm ihres Hauses gewahrt wissen, und sehnte sich nach der Rückkehr ihres ritterlichen Bruders — aber sie sprach nicht aus, was sie dachte und hoffte nur, daß ihr Wort bei Herzog Albrecht gezündet habe. Welche Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft knüpften sich an die Erfüllung dieser einen! Doch hütete sie streng ihr Antlitz, daß sie nicht verrieth, was ihr Herz in seliger Freude bewegte; selbst dem so vertrauten Wesen, das ihr mehr als eine Dienerin war, das sie wahrhaft liebte, verschwieg sie ihr Geheimniß. Hätte diese heut an der Jagd Theil genommen, würde es ihr allerdings schwer geworden sein, vor ihrem Blick sich undurchdringlich zu verhüllen, nun aber hatte Kunigunde Zeit gewonnen, und unterhielt sich zuletzt so unbefangen mit Herzog Albrecht, daß ihm alle Zuversicht, der er sich schon hingegeben hatte, wieder zu schwinden begann. So wurde er zuletzt verstimmt und Kunigunde hätte ihm die Frage, die er ihr beim Mahle auf Amras gethan, zurückgeben können.

Die herzogliche Residenz war damals noch nicht die heutige Hofburg, sondern das Gebäude, in welchem jetzt

die landesherrliche Kanzlei ist, bekannt durch das „goldne Dachl.“ Auf einem seiner „Chöre“ — wie dort die Erker genannt werden — ist wirklich das Dach vergoldet: heut schimmert das Kupfer schon überall durch und das edle Metall ist vom Zahne der Zeit bedeutend abgenagt, damals aber leuchtete es noch in vollem Glanze, denn es war der Vater des Erzherzogs Siegmund gewesen, welcher aus dem Gewinn der neuaufgedeckten Bergwerke in Tirol sein Dach in abenteuerlicher Laune hatte vergolden lassen, um der Welt zu zeigen, daß er nicht mehr „Friedrich mit der leeren Tasche“ sei, wie sie ihn spottweise genannt hatte, als er einst wegen seiner That auf dem Concil zu Constanz mit Acht und Kirchenbann belegt und seiner Güter verlustig erklärt gewesen war. Das goldne Dachl war ein Weltwunder, von dem man weit und breit sprach, aber dem Sohne des Urhebers ging jedesmal, wenn er es ansah, der stille Wunsch durch das Herz, daß sein Herr Vater ihm das Gold, welches darauf verwendet und nutzlos dem Wind und Wetter Preis gegeben war, lieber in schönen Goldgulden hinterlassen haben möchte: denn die Bergwerke im Innthal waren zwar immer noch im besten Betrieb und brachten immer reichern Erlös, aber es reichte für die Lebenslust des Fürsten, der mit vollen Händen spendete, doch nirgend aus und er hätte den Beinamen seines Vaters vielleicht eher verdient, als dieser. Auch heut, als sein Gast,

der Herzog von Baiern, beim Aufblick zu dem strahlenden Dach eine bewundernde Bemerkung machte, antwortete er halb scherzend: „Im Schatz wäre es mir lieber."

Die Jagdgesellschaft wurde nun entlassen und auch die Erzherzogin kehrte, bevor sie ihrer Tante noch zur Abendstunde aufwartete, in ihre eigenen Zimmer zurück, wo sie gleich nach ihrem Fräulein fragte. Die trat ihr aber schon entgegen.

„Nun, Hetti, Du hast mich schon lang' erwartet, nicht wahr?" fragte die Fürstin, nachdem sie die Kammerfrau, wie die andern Dienerinnen, entlassen hatte. „Bist Du noch krank?"

„Mir ist viel wohler. Euer Gnaden hat mich wohl in Gedanken sehr gescholten, daß ich daheim geblieben bin?"

„Wie werd' ich Dich schelten, Hetti, wenn Du krank bist? Hast auch für Dich gesorgt, den Trank zu allen Stunden genommen, den Dir der Meister gegeben hat? Dein Auge gefällt mir viel besser, Du siehst, wie der Kühltrank geholfen hat."

„Ich habe mir selbst geholfen, wie ich es daheim gelernt habe," erwiederte Hedwig lächelnd. „Freie Bergluft, frisches Wasser aus dem Quell. — Euer Gnaden wolle mir verzeihen, wie es auch die Frau Hofmeisterin gethan hat."

„Wie, Hedwig? rief die Erzherzogin. „Du bist hinaus in die Berge gegangen?“

„Nur ein ganz kleines Stück — und nicht allein! Ich bin es so gewöhnt, recht viel draußen in freier Luft zu weilen.“ —

„Du kannst den Altensteig nicht vergessen, armes Kind,“ sagte die Erzherzogin. „Du sehnst Dich zurück. Es war unrecht von mir, daß ich Dich wieder aus Deiner Heimath entführte, aber ich habe Dich lieb, Hetti, halte mir's zu gut. Wenn Alles wieder friedlich ist, will ich Dich selbst nach dem Altensteig bringen und Du sollst ihn nicht mehr verlassen. Bis dahin halte nur bei mir aus, Hetti, Du sollst alle Freiheit haben, täglich in die Berge schweifen, so weit Du willst — ich begleite Dich selbst vielleicht zuweilen oder ich gebe Dir von meinen Dienern ein sicheres Geleit. Wenn ich es gestatte, wird die Frau Hofmeisterin wohl nichts dawider haben,“ setzte sie scherzend hinzu und Hedwig küßte ihr die Hand.

„Ich danke Euch für soviel Güte und Liebe,“ erwiederte sie bewegt. „Glaubt nicht, daß ich mich nur einen Augenblick von Eurer Seite hinwegsehne: ich bin ja hier so glücklich! Daß ich gern an meine Heimath denke, das vergebt Ihr mir, und vergessen möcht' ich sie wohl nimmer, aber ich weiß, daß meine Eltern dort in Frieden und Gesundheit leben und meiner nicht bedürfen. In die Berge

zu schweifen, begehre ich nicht anders, als wenn ich Euch dahin folgen kann, und ich wäre heut nicht daheim geblieben, wenn ich mich zu Pferd hätte halten können." —

„Jetzt glühst Du wieder und warst vorher bleich, Hetti," sprach die Fürstin besorgt. „Schone Dich recht und sage mir immer, was Dir fehlt!" Der innige Blick, welcher diese Worte begleitete, schien auf Hedwig einen tiefen Eindruck zu machen, denn die Röthe, welche das lebhafte Sprechen auf ihre in letzter Zeit bleicher gewordenen Wangen gerufen hatte, wurde noch erhöht, und sie küßte ihrer Herrin, diesmal stumm, von Neuem die Hand. Beide schwiegen eine Weile und Jede fühlte vielleicht, daß ein Vertrauen gegenseitig sein müsse. Dann fragte die Erzherzogin, ob sie schon von der Nachricht aus Oesterreich gehört habe. Hedwig verneinte es, denn sie war, die Wahrheit zu gestehen, erst vor einer Viertelstunde von ihrem Ausfluge, auf welchem sie die Kammerfrau begleitet hatte, zurückgekehrt und noch mit Niemand vom Hofe zusammen getroffen. Sie hörte nun die befremdende Kunde, daß der König von Ungarn in seinen raschen Fortschritten den Wienern einen längern Waffenstillstand gewährt habe, den sie benutzen konnten, um sich zur kräftigsten Vertheidigung mit Allem zu versehen. Ihr war es unbegreiflich, wer hier den Antrag gemacht habe, da eine solche Forderung von Seiten der Bürger doch eine zu abenteuerliche und nie erhörte

gewesen wäre. Doch zeigte sie eine freudige Theilnahme, obgleich man früher bei ihr keine besondere Vorliebe für die Wiener bemerkt hatte, weil der Bürgerstolz und das Selbstgefühl oft zu stark hervortrat, auch wohl die Erinnerung an ihre Auflehnung gegen den Kaiser bei Hedwig durch den Vater wach erhalten worden war. Der Erzherzogin fiel ihre aufgeregte Freude bei der Nachricht, welche sie ihr mittheilte, auf, aber sie fragte nicht nach dem Grunde dieser Sinnesänderung. Er konnte wohl darin liegen, daß Hager's Tochter die Wichtigkeit kannte, welche Wiens Erhaltung für den Kaiser haben mußte. Aber es gab auch noch eine andere Deutung, warum das Schicksal der streitbaren Bürger der Hauptstadt jetzt für Hedwig ein tieferes, als das allgemeine menschliche, Interesse hatte. Wenn sie auch Alles über sich gewonnen — vergessen lernt das weibliche Herz nicht so leicht.

Zweites Capitel.

Der Bote.

Herzog Albrecht von Baiern konnte nicht lange am Hofe zu Innsbruck verweilen, wie schwer es ihm auch wurde, sich loszureißen. Hatte er doch endlich hier die Ge-

liebte wieder gesehen, der er seine Krone zu bieten sich sehnte, die er gewinnen mußte um jeden Preis! Des Kaisers Ungnade, die er sich durch sein kühnes Vorgehen im Reiche zu Gunsten seines Hauses zugezogen hatte, noch mehr des Vaters Abneigung, sich von seiner Tochter zu trennen, auf deren Liebe er wahrhaft eifersüchtig war, standen ihm freilich als starke Hindernisse im Wege, aber der Liebe ist kein Hinderniß unbezwinglich und Herzog Albrecht hatte sich gelobt, die Kaisertochter heimzuführen, mochte sich auch die ganze Welt gegen ihn verschwören. Zwar wich sie ihm jetzt aus; seine Worte, in denen sich immer sein heißes Gefühl verrieth, fanden nicht mehr die frühere Aufnahme, wo sie dieselben auch mit feinem und sicherem Takte in den Schranken der Convenienz zu halten wußte, aber doch nicht so entschieden hinderte, als jetzt. Indessen hoffte er, daß nicht ihr Herz, sondern nur ihr kindliches Gefühl bei dieser Zurückhaltung im Spiel sei. Sie schien ihm den Weg angedeutet zu haben, auf welchem er ihre Hand gewinnen könne und er war nur darüber außer sich, daß er abreisen mußte, ohne sie noch einmal, wenn auch auf einen flüchtigen Moment, ohne unmittelbare Zeugen, gesprochen und eine Bestätigung seiner Hoffnung aus ihrem Munde vernommen zu haben. Ihre letzten Worte auf der Jagd, ehe ihr süßes Alleinsein durch die Andern unterbrochen worden war, hatten so verheißungsvoll geklungen! „Was mein

Vater über mich beschließen wird, das erwarte ich in Demuth und Gehorsam!" Wenn er ihr also des Vaters Einwilligung bringen konnte, so hatte er von ihrer Seite Alles zu hoffen. In diesem Sinne war es immerhin ein Versprechen gewesen, das sie ihm in verhüllten Worten gegeben, wenn sie es auch nachher geläugnet hatte. Er machte sich nun auf seinem weiten Ritte des ersten Tages über die Paßhöhen, während er seinem Gefolge einsam vorauszog, Vorwürfe, daß er seine Zeit nicht benutzt habe, da ihm doch so kostbare Minuten an der Seite der Geliebten geschenkt gewesen waren und es erfüllte ihn mit Unmuth, daß die neuen Wirren daheim, welche sein tollköpfiger Bruder wiederum angeregt hatte, vor der Hand seine Kraft hemmten. Erst mußte er im eignen Lande einen festen Zustand der Dinge begründen, ehe er dem Kaiser Hülfsvölker zuführen konnte. Mit großen Entwürfen beschäftigt, wie er das Erbe des Hauses Wittelsbach, das auch zersplittert war durch unselige Theilung, wieder ganz vereinigen und vor künftigem Unsegen bewahren wolle, ritt er durch die wildromantischen Scenen seines Oberlandes, nachdem er zu Mittewald, dem ersten Ort, der seiner Hoheit unterworfen war, übernachtet hatte. Wohlbekannt, wie er in seinem Lande war, schlug er den nächsten Gebirgsweg ein, welcher sich von der großen Heerstraße über Partenkirchen, die in frühern Jahrhunderten oft die Römerzüge

deutscher Kaiser gesehen hatte, trennt. Im Thale der Loisach ritt er hinab, wo sein Ahnherr, Kaiser Ludwig, vor hundert fünfzig Jahren in düstrer Einsamkeit die Abtei Ettal gestiftet, in welcher nicht blos Mönche, sondern auch Laien, welche der Welt und ihrer Drangsale müde waren, ihre Tage beschließen konnten: für dreizehn Edle mit ihren Frauen, lautete die Urkunde. Dem thatkräftigen Fürsten, welcher noch das Leben in seiner Fülle vor sich hatte und Großes vollbringen wollte, war ein solches Abtreten vom Kampfplatz nicht verständlich. Er rastete unterwegs so wenig, als es bei der Anstrengung der unwegsamen Gegend thunlich war; die vielen und reichen Klöster, welche in diesen Alpen in reizendster Lage sich drängten, hätten dem Landesherrn überall, wo er ihnen die Ehre seines Besuchs erzeigte, die beste Aufnahme bereitet, aber er hatte nicht Ruhe, bis er die Verhältnisse, wie sie sich während seiner kurzen Abwesenheit gestaltet hatten, klar überschauen konnte. Je weniger das aus den Nachrichten, die ihm zu Innsbruck zugegangen waren und seine Abreise beschleunigt hatten, sich thun ließ, desto mehr stieg sein Unwille gegen den Bruder, der ihm schon so viel Böses bereitet, fortwährend die Ritterschaft, deren Abgott er wegen seiner Persönlichkeit war, zur Untreue verleitet hatte. Umsonst, daß er sich mit ihm, wie mit seinen andern beiden Brüdern, durch feierlichen Vertrag geeinigt, daß er ihm, nachdem er den

Aufruhr des Ritterbundes vom Einhorn zersprengt, verziehen und später einen neuen Vergleich unter günstigen Bedingungen geschlossen hatte: er rüstete sich jetzt, um die Theilnahme an der Herrschaft, der er auf zehn Jahre entsagt, sich zu ertrotzen, und dem Herzoge brannte das Gestein unter den Hufen seines Rosses, um nur zu rechter Zeit zu kommen, ehe die Flamme, die er noch im Funken ersticken konnte, empor schlage. Darum hatte er auch die Heerstraße, die über Weilheim führt, vermieden, weil diese Stadt seinem Bruder überwiesen war, und ihr Pfleger sich vielleicht schon dem Landesherrn feindselig gezeigt hätte.

Er war nun aus dem Loisachthale, von Wolfahrtshausen eines Morgens früh aufgebrochen, zum östlichen Ufer des Wurmsees gelangt und ritt, wiederum mit seinen Gedanken beschäftigt, eine ziemliche Strecke vor seinem Gefolge, als ihn ein lauter Ruf, gut Acht zu haben, auf einen Reiter aufmerksam machte, der ihm entgegen kam. In jenen unruhigen Zeiten mußte man bei jeder Begegnung auf einsamer Straße wohl auf seiner Hut sein, da man nicht wußte, ob der Fremde nicht auch ein Feind sei und im nächsten Busch nicht ein Hinterhalt laure. Der Fremde, welchen der Herzog daher traben sah, schien freilich kein Kriegsmann zu sein, denn er trug weder Sturmhut noch Panzerstücke; sein dunkles, langes Kleid schien eher auf einen fahrenden Baccalaureus oder Doctor einer Universität

zu deuten, doch widersprach dem der aufgeschlagene Hut und der starke Reiterdegen, dessen Griff man jetzt, da er näher gekommen war, an seiner Seite funkeln sah. Er schien sich auch nicht, wie Männer des Friedens und der Feder pflegen, vor dem reisigen Zuge, der ihm entgegen ritt, zu fürchten, sondern lenkte sein Roß nur zur Seite, um ohne anzuhalten, an ihnen vorüber zu traben. Ehe er jedoch den höflichen Gruß, welchen er dem vornehmen Herrn an der Spitze des nun dicht aufgerittenen Häufleins zugedachte, aussprechen sollte, rief dieser ihn an und forderte ihn auf, Kundschaft zu geben, wer er sei und wohin er ziehe.

Der Reiter sah wohl, daß dieser Frage, mochte sie berechtigt sein oder nicht, Nachdruck gegeben werden konnte; es wäre also Thorheit gewesen, sich ihr zu widersetzen. Er verhielt sein Pferd und kam im Schritt an den Herzog heran geritten, den er nicht kannte, aber nach seiner reichen Tracht doch wohl für einen der vielen Grafen des Gebirges halten mußte. Vielleicht war es der Graf von Stahremberg, dessen Stammsitz drüben am See lag, welcher auch wohl nach ihm genannt wird. Wenigstens hatte sein Ton ganz so geklungen, als ob er allein auf diesem Grund und Boden zu gebieten habe.

„Ich komme von München und will nach Tirol," gab der Reiter zur Antwort, während er sein braunes Auge

furchtlos auf den strengen Frager richtete. Dieser war mit dem Bescheide noch nicht zufrieden.

„Ihr seid nicht aus München — wer seid Ihr?" forschte er weiter und es lag eine Zurechtweisung in seiner Miene, daß der Fremde ihn zweimal nach seiner Person fragen lasse. Aber er mußte hoch aufblicken, als dieser sich der Gegenfrage erdreistete, wem er seinen Bescheid hier geben möge?

„Ich bin der Herzog von Baiern," sagte der Fürst ungeduldig. Der Fremde entblößte augenblicklich sein Haupt.

„Herzog Christoph?" fragte er jedoch, und unter dem Gefolge wurde ein unwilliges Murren laut: ohne den verbietenden Wink des Herrn wäre der vorlaute Mensch sogleich vom Pferde geworfen worden.

„Verzeiht, gnädiger Herr," sprach der Fremde nun ehrerbietig, „wenn Ihr Herzog Christoph seid, so hätte ich wohl die Bitte, mir auf eine kurze Weile Gehör zu geben. Meine Sendung führt mich zwar eigentlich nach Innsbruck zu des Herrn Erzherzogs Gnaden, ich komme aus Flandern und bin ein Diener des Erzherzogs Maximilian, aber ich hatte schon im Sinn, hinüber nach Landsberg zu reiten, wo Euer Gnaden, wie mir zu München gesagt wurde, Ihren Sitz hat; da es sich nun fügt, daß mir das Glück Eurer Begegnung geworden ist, so könnte ich, dafern

es Euer Gnaden genehm ist, mich anzuhören, auch hier meinen Vortrag machen. Zu Roß, wie es oftmalen in alter Zeit sogar mit feierlicher Gesandtschaft geschehen ist," setzte er hinzu, „oder auch wo Ihr sonst befehlt, ich kehre dann mit Euch um."

„Vom Erzherzog Max seid Ihr gesendet?" rief Albrecht, von einem mißtrauischen Gedanken erfaßt, der sein ganzes Blut in Wallung setzte. „Und was kann der mächtige Herr von Burgund dem Herzog Christoph zu Baiern zu entbieten haben?"

„Euer Gnaden wolle verzeihen, wenn ich mein Anliegen nur ganz für Euch allein vortragen kann. Den Herrn von Burgund mögt Ihr wohl meinen gnädigen Fürsten nicht nennen, da Ihr wohl wisset, daß alles Land seiner Gemahlin, welche er kürzlich zu verlieren das Unglück gehabt, auf das Söhnlein, den jungen Erzherzog Philipp, zu Recht und Erbe übergegangen ist. Auch habe ich nicht an den Herzog mich zu wenden, sondern an den Ritter, dessen Muth und Kraft in allen deutschen Landen wohlbekannt ist."

Herzog Albrecht hörte dies Lob seines Bruders nicht mit liebreichen Gefühlen. Das war es ja eben, was diesen zum Abgott der bairischen Ritterschaft gemacht hatte, daß er selbst an Kraft und Waffenfertigkeit, kühnem Wagen und Trotz der vollendetste Ritter war. Nur in Einem

war er es nicht: in makelloser Treue! Hatte er auch den Erzherzog Max durch den äußern Glanz seiner Tollkühnheit verblendet und für sich gewonnen, daß er ihm wohl gar eine mächtige Stütze verhieß in seinem neuen Streben nach Mitherrschaft, aus welcher leicht Alleinherrschaft werden konnte zum Unglück für ganz Baiern? Der Sohn des Kaisers, der künftige römische König, der Erbe aller habsburgischen Lande, schickte an Herzog Christoph, als dieser im Begriff stand, das Schwert gegen seinen Bruder zu ziehen, eine geheime Botschaft: wollte er ihm seine Zustimmung geben, wohl gar seinen Beistand versprechen und die Bestätigung des Kaisers in Aussicht stellen? Und Herzog Albrecht wollte eben seine Maßregeln treffen, um dem Kaiser mit aller Macht gegen den König von Ungarn zu Hülfe zu ziehen! Die Versuchung lag nahe, den Boten des Erzherzogs in dem Glauben, daß er hier zu Herzog Christoph spreche, zu lassen, um von ihm zu vernehmen, was er an den „Ritter" zu bestellen habe. Albrecht brauchte ja nicht einmal diesen Glauben, den er nicht veranlaßt hatte, durch eine Unwahrheit zu bestärken, er durfte ihn nur einfach auffordern zu sprechen, wozu er doch ein Recht besaß, da es ihn jedenfalls anging, was zwischen den beiden Fürsten verhandelt wurde. Aber blitzschnell, wie diese Gedanken durch die Rede des Fremden geweckt wurden, verschwanden sie auch.

Statt ihm das erbetene Gehör zu gewähren, erwiederte der Herzog: „Ich bin nicht Christoph, sondern Albrecht von Baiern. Wenn Ihr an meinen Bruder eine Botschaft habt, so will ich Euch den Weg zu ihm nicht verwehren. Sagt ihm, daß Ihr mich hier getroffen habt." Er sprach das mit Absicht; gewiß hatte ihn der unruhige Bruder noch nicht erwartet und ließ sich vielleicht durch die Nachricht von seiner schnellen Heimkehr von weitern unbesonnenen Schritten abhalten.

„Gnädigster Herr," sagte der Fremde, sich oftmals tief verneigend, „meine Sendung geht an sich nur nach Innsbruck. Verzeiht, wenn ich Euch nach dem Bilde, das ich mir von Eurem ritterlichen und tapfern Bruder gemacht hatte, bei dieser unvermutheten Begegnung hier im einsamen Berglande einen Augenblick für Herzog Christoph gehalten habe und mich erdreisten wollte, zu äußern, was mir auf dem Herzen lag."

„Wie heißt Ihr?" fragte der Herzog.

„Lienhard Helfer," antwortete der Fremde, „ich bin im Dienst des Erzherzogs Maximilian."

„Das habt Ihr schon gesagt!" erwiederte Herzog Albrecht mit stolzem Gleichmuth, da es ihm vorkam, der junge Mann wolle durch diese wiederholte Betonung seines Dienstes bei dem Erzherzoge sich ein besonderes Gewicht beilegen. „Ihr wollt also nicht nach Landsberg rei-

ten?" warf er noch hin, indem er mit einem kurzen Wink der Hand ihn entließ und selbst anritt.

„Nein, gnädiger Herr," sagte der Fremde, auch mit einem Anflug von Stolz, den der Fürst nicht beachtete, der ihm aber von dessen Gefolge, als es an ihm vorüber ritt, manchen vornehm verächtlichen Blick zuzog.

Er setzte nun, sobald die Straße ganz frei war, seinen Weg fort und das Mißverständniß, als habe ihm der Erzherzog, sein Herr, einen bestimmten Auftrag an den heißblütigen Bruder Herzog Albrecht's gegeben, blieb unaufgeklärt. Der Herzog fühlte sich durch die Annahme, daß hinter seinem Rücken ein falsches Spiel getrieben werde, nur noch mehr gereizt. Als er einst, um einem neuen Bürgerkriege vorzubeugen, den Ungetreuen, der schon wieder die kaum niedergeworfenen Bundesritter in Harnisch gebracht, hatte verhaften lassen, und der jüngste Bruder, Wolfgang, ihn deshalb bei der Fürstenversammlung zu Regensburg angeklagt hatte, da waren Abgeordnete derselben in Baiern erschienen, da war der Kaiser in Person gekommen, um die Sache zu untersuchen, und Alle hatten ihm Recht gegeben und ihn belobt, daß er den Landfrieden, der im ganzen deutschen Reiche noch nicht einzuführen war, wenigstens in seinem Baiern so kräftig aufrecht hielt. Was hatte sich denn nun in der Sache geändert? Er gelobte sich aber, mit einem raschen Schlage den drohenden Auf-

ruhr zu zerschmettern und das hielt er auch. Denn sobald er nach seiner Hauptstadt gelangt war, raffte er in Eile an Streitern zusammen, was ihm zu Gebote stand, 350 Reisige und 600 Fußknechte, mit 5 wohlbespannten Geschützen, für die er gute Büchsenmeister gewonnen hatte, und führte sie rasch gegen Landsberg, wo er seinen Bruder zu überraschen hoffte. Das war auch der Fall, denn Christoph hatte seine Rüstungen noch bei Weitem nicht beendigt, planlos, wie er in seinem ganzen Leben handelte, aber er war zeitig gewarnt und hatte sich nicht auf den ungewissen Ausgang einer Belagerung einlassen wollen, sondern die Feste dem Pfleger von Landsberg zur Vertheidigung übergeben und sich selbst nach der freien Reichsstadt Augsburg geflüchtet, deren Mauern ihm Schutz gewährten. Wir folgen weder ihm, noch seinen mit Recht erzürnten Bruder, der sich vor Landsberg nur zu zeigen brauchte, um der Unterwerfung des Pflegers gewiß zu sein. Lieber kehren wir mit dem Boten aus Flandern, welchen der Erzherzog Max an seinen Oheim Siegmund gesendet, in das liebe Tirol zurück. Thut es doch ein Jeder gern, der einmal dort gewesen ist, und das wundervolle Land, wo das Erhabene mit dem Lieblichsten wechselt, wo ein so liebenswürdiges Volk, kerngesund an Seel' und Leib, wohnt, kennen gelernt hat. Wie Vielen gefällt es dort unvergleichlich besser, als in dem helvetischen Alpengebiet, in der Schweiz,

vorzüglich des Volkes wegen. Damals freilich war auch der Schweizer noch, was der Tiroler seitdem geblieben ist.

Lienhard Helfer hatte sich der Bote genannt, welchen Herzog Albrecht unterwegs getroffen hatte, und so ließ er sich auch zu Innsbruck anmelden, als er dorthin gelangt war und sich in schicklicher Weise zur fürstlichen Residenz verfügt hatte. Der Erzherzog Siegmund war zugänglich für Jedermann, aber wenn Einer in Staatsgeschäften kam, wurde er meist an den Kanzler verwiesen, da der lebensfrohe Herr sich sein heiteres Dasein nicht gern mit Sorgen trüben ließ. Auch der Bote aus Flandern erhielt daher den Bescheid, sich vorerst bei dem Kanzler Purch zu melden und demselben seinen Vortrag zu machen. Er hatte dem Kämmerer, durch welchen er sich den Zutritt beim Erzherzoge hatte verschaffen wollen, nämlich gleich gesagt, daß seine Botschaft von ernsten und für die Wohlfahrt des Reiches hochwichtigen Dingen handle, und diese ließ der Fürst in der Regel erst durch seinen Kanzler erwägen, ehe sie ihm zur Beschlußnahme vorgelegt wurden. Der Erzherzog verkehrte auch nicht gern mit den Herren von der Feder, welche stets mit ihrer Gelehrsamkeit, mit bündigen Beweisen und Urkunden zu Felde rücken. Wenn ihm sein Neffe einen der flandrischen Edelleute, welche auch fröhlich und wacker zu leben verstehen, statt des schwarzgekleideten, bürgerlichen Schreibers geschickt hätte, so würde er ihn jeden-

falls gleich angenommen haben. Aber er glaubte schon zu wissen, was er ihm bringe: es war das ewige Lied, das ihm schon Hager von Altensteig, als er ihn vor drei Jahren auf seiner Burg besuchte, gesungen hatte, er lebte den Vettern aus dem Stamme Ernst des Eisernen zu lange und sie waren lüstern, ihm seine Lande noch bei Lebzeiten abzuhandeln. Gemehrt hatte er sie freilich nicht, im Gegentheil hatte er, und folglich das Haus Habsburg auch nach ihm, alle Besitzungen in den vordern Landen an die Schweizer verloren, theils durch einen Krieg, welchen der Papst vergebens zu schlichten versucht hatte, theils durch Verkauf. Aber Tirol, diese unschätzbare Perle, besaß er doch noch, und wenn er sie einmal doch noch bei seinem Leben verschenken sollte, so wußte er schon, wem er sie zugedacht hatte, nicht dem streitlustigen Max, dessen Thaten ihn selbst beschämten, sondern dessen holder Schwester, die auch sein Herz, wie Aller Herzen, gewonnen hatte. In fröhlicher Laune war er auch schon mit seinem Gedanken gegen Kunigunden vorgerückt: sie solle nur endlich ihre Sprödigkeit besiegen, dann werde er ihr sein ganzes Land Tirol zur Brautgabe verschreiben und sich nur ein paar Häuser, wo er als ihr Gast bis an sein Lebensende wohnen könne, zurück behalten. Er war denn heut durch die neue Mahnung an Max beunruhigt worden und sah dem Boten, den er sich hatte beschreiben lassen, von seinem Fen-

ster nach, als dieser das Schloß verließ, um wieder nach seiner Herberge in der Stadt zurückzukehren, da ihm gesagt worden war, daß der Kanzler grade nicht zu Innsbruck anwesend sei, sondern erst in zwei oder drei Tagen heimkommen werde. Für einen studirten und graduirten Mann hatte der Schwarzrock, dem der Erzherzog nachschaute, einen gar freisamen Schritt und seine Haltung war auch so stattlich, daß es aussah, als habe er mehr aufrecht im Sattel, als gebückt über den Büchern gesessen. Indessen zu jener Zeit war man es selbst an hohen Kirchenfürsten gewöhnt, daß sie in Zeiten der Gefahr den Harnisch anlegten und sich an die Spitze ihrer Schaaren stellten, darum verwunderte sich der Fürst auch nicht über den jungen Gelehrten. Den Ritterschlag konnte er ja eben auch erhalten, denn der war damals weder abhängig von adeliger Geburt, noch ausschließlich von Thaten des Schwertes, sondern konnte auch durch Thaten auf geistigem Gebiete errungen werden.

Wenn Erzherzog Siegmund aber den jungen Mann, welcher, den schwarzen Mantel um den linken Arm geschlagen, die Hand auf dem Schwertgriff ruhend, das Haupt ruhig empor gerichtet, über den Platz schritt, für einen studirten und graduirten Gelehrten hielt, so that er ihm zu viel Ehre an und der bescheidene Mönch, welchem er all sein Wissen verdankte, würde darüber beschämt gewesen

sein. Besser erkannte ihn eine Matrone, die in der Stadt gewesen war und ihm auf dem Platze begegnete. Sie blieb stehen, wie von einer spukhaften Erscheinung erschreckt, und sah ihn starr an. Auch er erkannte sie auf den ersten Blick und war sehr überrascht, sie hier zu sehen. Mit einem freundlichen Gruße, wie ihn die alte Frau in frühern Zeiten nicht eben von ihm gewohnt war, eilte er auf sie zu und rief: „Ei, Frau Mittwurzer, wie find' ich Euch hier zu Innsbruck? Grüß' Euch Gott!"

Sie dankte ihm und sagte: „Wo meiner Erzherzogin Gnaden ist, werd' ich doch auch sein — aber ich könnte eher fragen, was Euch hierher führt, — ?" Hier verschluckte sie offenbar den Nachsatz, sie wollte ihn, wie sie früher gethan, Junker Lienhard nennen, aber ihr fiel plötzlich ein, daß er ja kein Junker mehr sei, und es machte sie, wie herb sie sich auch sonst gegen ihn, der sie oft geneckt und gereizt, bei jeder Gelegenheit benommen hatte, seltsamer Weise verlegen, besonders weil sie ihn lebhaft erröthen sah.

Das war aber nicht aus dem Bewußtsein entsprungen, daß er, welcher einst so übermüthig gegen die alte Hofdienerin verfahren war, jetzt für seinen Hochmuth bestraft vor ihr stehe, sondern aus der Ueberraschung, welche ihm ihre Antwort bereitete. Die Erzherzogin war hier! Er hatte das nicht gewußt. Daran knüpfte sich in untrennbarer

Folge der zweite Gedanke, der ihn eben so freudig erglühen ließ. Mit der Erzherzogin war gewiß auch ihr Liebling wieder vereinigt und er konnte sie wieder sehen! Doch nur einen Moment gab er sich dem freudigen Eindruck hin, welcher ihn momentan Alles vergessen machte, was seitdem geschehen war. Wie ein blendender Strahl aus Wolken, der gleich wieder erlischt, verschwand auch das Lächeln, das sein Antlitz verklärt hatte und er sagte auf die Frage der Kammerfrau mit einem Tone, welchem nur eine schärfere Beobachtungsgabe die innere Bewegung angehört hätte: „Ich komme aus Niederland, gute Frau Mittwurzer, und bringe eine Botschaft an den Erzherzog.“

Sie hatte ihn unterdessen wenigstens äußerlich gemustert: Die schönen, braunen Locken, die er sonst mit solcher Kunst gepflegt hatte, die ihn so prächtig kleideten, waren verschwunden, es that der alten Frau ordentlich leid darum; er trug ein ganz einfaches Kleid, nirgend eine Zierrath oder eine Stickerei daran, das Schwert, das an einem Ledergurt hing, nicht wie sonst in einer kostbaren, von feiner Damenhand gestickten Schärpe, hatte einen ganz gewöhnlichen Eisengriff. So kommt Hochmuth vor dem Fall! mußte sich Frau Mittwurzer sagen, aber nun er gedemüthigt war, kam auch das Mitleid mit dem armen, jungen Menschen und gesellte sich zu der Neugier, von seinen Schicksalen etwas mehr zu erfahren, als

was ihr das Geschwätz unter der Hofdienerschaft verkündet hatte.

„Ihr seid also nicht zu Wien geblieben?“ fragte sie mit einer Theilnahme, die sich auch in ihren Zügen aussprach. „Aus Niederland kommt Ihr, so weit! Wie ist es Euch denn sonst ergangen?“

„Ich habe keine Ursache zu klagen, Frau Mittwurzer,“ erwiederte er, und mit einer Selbstüberwindung, welche die Kammerfrau völlig bestürzt machte, da sie dieselbe nicht zu begreifen vermochte, setzte er hinzu: „Ihr wißt, daß ich meine Herkunft erst erfahren habe, und ein Bürgerssohn bin, nicht wahr?“

„Das weiß ich —“ stotterte die alte Frau — „wer hätte das geglaubt — aber Ihr werdet Euch auch so durch die Welt helfen. Ein junges Blut, ein frischer Muth —“ fügte sie gefaßter mit den Worten eines alten Liedes hinzu: „Kann ich vielleicht meiner gnädigen Erzherzogin ein Wort sagen, daß ich Euch gesehen habe? Oder besucht Ihr mich oben?“ — sie zeigte nach der Burg — „wir stehen hier auf der Gasse und die Leute schauen uns schon an; zu einer alten Frau, wie ich bin, könnt Ihr schon kommen, wir plaudern uns dann aus, Ihr erzählt mir Eure Geschichte, ich meine es gut mit Euch und wäre doch vielleicht im Stande, Euch beizustehen, so oder so.“

Lienhard dankte ihr, obgleich er nicht recht begriff,

wie er zu der Theilnahme, die er nimmer verdient hatte, gekommen sei, er lehnte aber ihre Einladung ab. „Ich habe mir vorgenommen," sagte er so freundlich, daß sie ihm unmöglich etwas übelnehmen konnte, „mich ganz allein durch die Welt zu bringen. Herr Veit hat es auch gut mit mir gemeint und doch nur Uebles angerichtet. Mir ist es auch schon gut geglückt, denn ich bin nicht mehr wie der Vogel auf dem Dach, sondern hab' mein Theil. Seid mir also nicht bös, Frau Mittwurzer, wenn ich nicht komme. Was kann's Euch nützen oder Freude machen, meine Geschichte zu hören? Ich hab' ohnedem bei Euch mancherlei auf dem Kerbholz — weswegen ich Euch jetzt Abbitte thue. Vermeldet Eurer Herrschaft nicht erst, daß Ihr mich getroffen habt, es könnt' ihr nicht lieb sein, wenn sie denkt, wie es sonst mit mir gewesen ist. Behüt' Euch Gott."

„Aber — wenn Ihr doch eine Botschaft an den Erzherzog habt —" wandte sie ein.

„Diese lautet kurz und wenn ich entlassen bin, werde ich vielleicht schon in Schwaz sein, ehe Eure Herrschaft erfährt, wer die Botschaft an ihren Herrn Oheim gebracht hat."

Sie konnte es nun doch nicht lassen, was sie bis jetzt als unpassend unterdrückt hatte. „Fräulein Hetti wird sich auch wundern, wenn sie davon hört!" Als sie das gesagt hatte, wurde sie selbst roth.

„Dem Fräulein von Altensteig,“ erwiederte Lienhard, nun aber mit einer Bewegung, welche seine künstlich erzwungene äußere Ruhe nicht verdecken konnte, „dem Fräulein von Altensteig sagt, daß ich meinen Weg, den ich gehen muß, in Ehren gehe, sagt ihr, daß ich von Allem, was mir nicht gehörte, nur den Namen Lienhard behalten habe, von dem konnt' ich mich nicht trennen.“ Er wollte noch mehr sagen, aber er fürchtete, seine Fassung ganz zu verlieren und brach kurz ab.

Die Kammerfrau sah ihm mit nassen Augen nach und seufzte in der Erinnerung des letzten Wiedersehens zwischen Lienhard und Hedwig, dessen Zeugin sie gewesen war. Damals hatte sie nicht verstanden, was Beide trennen sollte, und auch das Fräulein hatte den Scheidenden, der sich von ihr auf ewig trennte, nicht verstanden. Seitdem war Alles nur zu klar geworden! Sie ging nach dem Schlosse zurück, zweifelhaft, ob sie schweigen solle.

Lange währte es jedoch nicht, so waren diese Zweifel überwunden. Sie mußte sich allerdings sagen, daß sie dem armen Fräulein, mochte sie nun über Lienhard denken, wie sie wollte, durch die Nachricht, daß er zu Innsbruck sei, nur Unruhe bereiten würde, aber ihre Fürstin konnte sie davon benachrichtigen; diese mochte dann thun, was ihr gut schien. Es war schon der guten Frau Mittwurzer hoch anzuschlagen, daß sie sich die Genugthuung versagte, dem

Fräulein selbst die Kunde zu bringen und zu sehen, wie sie dieselbe aufnehmen werde.

Die Erzherzogin hörte mit großer Ueberraschung, daß der junge Mann, für welchen sie um ihrer Hedwig willen schon in den Tagen seines Glückes ein durch ihn selbst nur zu oft getrübtes Interesse gefühlt hatte, zu Innsbruck sei und zwar mit einer Botschaft aus Niederland an ihren Oheim. Von wem konnte diese Botschaft kommen als von ihrem Bruder Max? Hätte dieser gewußt, daß seine Schwester in Tirol weile, so würde er gewiß auch ihr einen Brief mitgeschickt haben, um ihr Nachrichten zu geben, nach denen sie sich schon so lange sehnte. Aber wie kam Lienhard dazu, der Ueberbringer dieser Botschaft zu sein? Sie wußte nicht anders, als daß er zu Wien bei seinen Großeltern, die er noch am Leben gefunden, eine neue Lebensbahn eingeschlagen habe. Er war von Dietrich Wolffenegg gesehen worden, der es selbst dem Kaiser berichtet hatte; dieser war Willens gewesen, sich seines Lienhard, den auch er hatte verziehen helfen, weiter anzunehmen, aber das hatte sie dem Vater ausgeredet. Ihrem Zartgefühl schien es nicht rathsam, dem Jünglinge noch das frühere Verhältniß, mit welchem er doch unwiderruflich gebrochen haben mußte, stets von Neuem, und wär' es auch durch Wohlthaten, schmerzlich in Erinnerung zu bringen. Sie war eingedenk ihrer eigenen Worte, die sie einst an ihn gerichtet

und von denen sie nicht geahnt hatte, daß die Prüfung ihnen so bald folgen werde. Das Unglück, von welchem sie unbewußt gesprochen, war nun über ihn gekommen — mochte es denn auch seine Läuterung, ihrem prophetischen Worte gemäß an ihm bewähren! Nach ihrem Rathe sollte der Kaiser ihn nur, ohne daß er es wisse, von fern beobachten lassen, was er treibe, wie er sich in seiner neuen Lage eingerichtet habe und ob er es wohl zu etwas Tüchtigem bringen werde. Das hatte der Vater ihr auch, ehe er Wien mit ihr verließ, versprochen, hatte auch Einen, dem er vertrauen konnte, den Auftrag gegeben, Lienhard im Auge zu behalten und war durch eine gelegentliche Nachricht, die ihm später nach Neustadt, wo er wiederum sein Hoflager genommen hatte, zuging, über den armen Schelm, wie er ihn oft nannte, beruhigt worden. Später, als die Ereignisse immer drängender alle seine Sorgen für das bedrohte Erbland in Anspruch nahmen, hatte er wohl kaum noch an Lienhard gedacht, ohne sich weiter um ihn bekümmern zu können, und die Erzherzogin war auch nicht bemüht gewesen, die Erinnerung aufzufrischen. Sie hatte ihre Hedwig wieder vom Altensteig abholen lassen, und sie bereits von Allem unterrichtet gefunden, was sie ihr erst mit zarter Schonung hatte mittheilen wollen. Ein Andrer hatte das, wenn auch nicht eben schonend, übernommen, und die Erzherzogin blieb nicht lange zweifelhaft, daß es der rothe

Diez gewesen war. Der hatte sich nun, als Erbherr von Wolffenegg, so sicher gefühlt, daß er nicht gesäumt hatte, mit dem rücksichtslosen Bericht über das Schicksal seines vermeintlichen Vetters auf dem Altensteig vor Hedwig zu treten und zugleich offen um ihre Hand zu werben. In welcher Weise Hedwig Beides aufgenommen hatte, konnte die Erzherzogin nur errathen, aber sie war beruhigt darüber, daß Hedwig sich nichts vergeben habe, da sie ihre Seelenkraft und Selbstbeherrschung kannte. Dietrich war doch so ehrlich gewesen, dem Verfahren Lienhard's volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er hätte es vielleicht nicht gethan, wenn er geahnt hätte, daß er dadurch seinen eigenen Hoffnungen, wenn er irgend dazu berechtigt war, bedeutend schade. Der alte Hager hatte ihm dann freimüthig eröffnet, daß er seiner Tochter nicht einen Gemahl ohne ihre eigene Neigung bestimmen werde und daher, weil das Herz seiner Tochter sich ihm nicht zugewendet habe, seinen Antrag, der ihm ehrenvoll sei, ablehnen müsse. Hedwig hatte das der Erzherzogin selbst erzählt, und mit ihr viel über Lienhard's Geschick gesprochen. Es wäre unnatürlich gewesen, wenn sie es nicht gethan hätte. Aber was sie dabei fühlte, das hatte die fürstliche Freundin nur ahnen können. Manches Zeichen in unbewachtem Augenblick, wenn sie durch ein Gedenken überrascht wurde, hatte seitdem der Erzherzogin die Ueberzeugung gegeben, daß Hed-

wig ihn nicht vergessen hatte, der einst zu ihr in einem so seltsam gefügten Verhältniß gestanden, ja, daß vielleicht erst durch sein Unglück ein tieferes Gefühl für ihn, das sonst vielleicht nicht zu wahrer Entfaltung gekommen wäre, in Hedwig's Herzen erwacht sei. In dieser Ueberzeugung hielt es Kunigunde für gefährlich, wenn Hedwig von Lienhard's Nähe unterrichtet werde, sie verbot daher der Kammerfrau, deren Gehorsam sie vertrauen konnte, ausdrücklich, gegen irgend Wen zu äußern, daß sie den Boten aus den Niederlanden gesehen habe oder kenne, — als Grund ihres Verbots gab sie, um die treue Dienerin auch willig zu stimmen, an, daß sie Lienhard, welcher bei dem Kaiser in hohen Gnaden gestanden habe und dessen Wohlwollen noch genieße, nicht dem Hohne ausgesetzt wünsche; sie werde ihn aber selbst sprechen.

Dazu traf sie denn bei ihrem Oheim sogleich Anstalt. Sie mußte es darauf ankommen lassen, ob er Lienhard, der sich vielleicht unter der Zeit verändert hatte, in der fremden Gestalt wieder erkennen werde. Er hatte wohl gar nicht mehr an den Junker, den er nur einige Male gesehen hatte, gedacht; von seinem wunderbaren Schicksal war, soviel sich die Erzherzogin erinnern konnte, wenigstens seit ihrer Anwesenheit am Hofe zu Innsbruck nicht gesprochen worden. Sie äußerte daher gegen ihren Oheim nur, daß sie erfahren habe, ein Bote aus den Niederlanden sei angekommen und

daß sie den lebhaften Wunsch hege, ihn zu sprechen, weil sie durch ihn die besten Nachrichten über ihren Bruder erhalten könne.

Der Erzherzog Siegmund schämte sich ein wenig vor ihr, daß er den Boten nicht angenommen und schon darüber befragt hatte. „Du sollst ihn haben, Kuni,“ sagte er lächelnd. „Todt oder lebendig, ich schaff' ihn Dir!“ Beide waren allein, darum streifte er die Fesseln der Förmlichkeit ab, in welche auch der Umgang zwischen den nächsten Verwandten der Fürstengeschlechter gebunden war. Den heitern Siegmund drückten sie nur zu oft.

Drittes Capitel.

Wiedersehen.

Es war nicht schwer, in der Stadt den fremden Boten ausfindig zu machen, welchen dann der herrschaftliche Diener, der nach ihm ausgesandt worden war, auf die Burg beschied. Lienhard stand eben im Begriff, die lange Zeit, welche er noch auf die Heimkehr des Kanzlers zu warten hatte, durch eine Wanderung in die nächsten schönen Umgebungen Innsbrucks zu verkürzen,

als er die Aufforderung erhielt. Er leistete ihr ungesäumt Folge, da er nach seinem Zusammentreffen mit der Kammerfrau sehnlich wünschte, die Stadt baldmöglichst verlassen zu können. Die Ruhe, die er gewonnen zu haben glaubte, war durch die Nachricht, daß er Hedwig so nahe sei, wie durch ein Erdbeben erschüttert worden und der feste Grund schwankte unter seinen Füßen. Mit aller Kraft faßte er sich jedoch, indem er sich Alles, was die Verhältnisse mit sich gebracht hatten, vor die Seele rief und wenn es ihn auch, als er das Portal der Burg durchschritt, bei dem Gedanken, daß Hedwig unter diesem goldenen Dache wohne und er ihr vielleicht durch einen unseligen Zufall begegnen könne, von Neuem durchzuckte, so überwand er auch das und folgte dem vorausschreitenden Diener durch die Gänge und Zimmer des Schlosses mit stets wachsender Zuversicht. Er war ja schon, als er die Aufträge seines Herrn in Brügge übernahm, darauf gefaßt gewesen, daß ihn der Erzherzog Siegmund oder einer der Tiroler Herren, welche mit diesem am kaiserlichen Hofe verweilt hatten, erkennen werde. Zu schämen hatte er sich ja nicht.

Die Erzherzogin war für die beabsichtigte Zusammenkunft sehr vorsichtig zu Werke gegangen. Sie wollte unbedingt verhindern, daß Hedwig von Lienhard's Anwesenheit etwas erfahre oder mit ihm zusammentreffe, darum hatte sie klug, wie sie Alles einzuleiten verstand, die Nei-

gung Hedwig's, in das Freie zu schweifen, benutzt, sie auf den wunderschönen Herbsttag aufmerksam gemacht, dessen goldene Lichter die Berge, welche überall auf Innsbruck niederschauen, zauberisch verklärten und ihr geradezu die Erlaubniß zu einem weiten Spaziergange, wieder in Begleitung der Kammerfrau, angeboten, welche Hedwig freudig angenommen hatte. Dem Oheim war es ganz lieb gewesen, als Kunigunde ihm dann vorgeschlagen hatte, den Boten, welcher gewiß ein feiner und gewandter Niederländer, schwer zu ergründen, sei, ihr ganz zu überlassen, sie werde schon mehr von ihm erfahren, als er sonst wohl als Beigabe zu dem Schreiben des Erzherzogs Max freiwillig spenden möchte: die Verhältnisse in Flandern, wo man wohl über das neue Regiment für den jungen Erben nicht günstig denke, seien so wichtig für das Haus Habsburg, besonders in den jetzigen unheilsvollen Zeiten, daß man keine Gelegenheit versäumen dürfe, sie kennen zu lernen. Da hatte der Oheim vor Bewunderung ihres hohen Geistes sich gar nicht fassen können. „Wahrhaftig!" hatte er gerufen. „So ich unsere Hausordnung und überhaupt das deutsche Fürstenrecht, daß keine Frau über Land und Leute regieren darf, ändern könnte, ich thät' es freudiglich, da ich an Dir sehe, wie viel besser es dann manchmal bestellt sein würde. Es wird aber noch einmal kommen und wär's auch erst nach hundert und aber hundert Jahren!" Dies

Wort ist in Erfüllung gegangen durch die Tochter Kaiser Karls des Sechsten: Maria Theresia.

Als der Diener, welcher Lienhard führte, die letzte Thüre vor ihm öffnete und ihn in das Kabinet treten ließ, wo er den Erzherzog zu finden erwartete, stand er plötzlich vor der Kaisertochter. Sie war ganz allein. Nur einen Moment überwältigte ihn die Macht dieser Ueberraschung, dann war er gleich wieder gefaßt und brachte der Erzherzogin seinen ehrfurchtsvollen Gruß, indem er das Knie vor ihr beugte. Sie hieß ihn aufstehen und sagte gütig: „Ich erfuhr schon gestern, daß Ihr hier seid, Lienhard, und wollte Euch sprechen.“

Er verneigte sich tief und erwartete stumm ihre Befehle. Sein Antlitz hatte sich zwar etwas tiefer gefärbt, doch verrieth der Blick seines Auges durchaus keine falsche Scham. Ueberhaupt hatte sich der Ausdruck in seinem Blicke sehr verändert, seit ihn die Fürstin zum letzten Mal gesehen hatte.

„Ihr kommt aus den Niederlanden,“ sprach sie, „und habt eine Botschaft an den Erzherzog, meinen Herrn Oheim.“

„Ich habe ein Schreiben von meinem gnädigen Herrn, dem Erzherzoge Maximilian, und glaubte, es heut überreichen zu dürfen.“

„Wollt Ihr es mir geben?“ fragte die Fürstin.

Er zog es aus der Brust seines Kleides und überreichte es ihr, ohne sich einen Augenblick zu besinnen. Es war in ein kostbares seidenes Tuch gewickelt, ein Erzeugniß niederländischen Gewerbfleißes, das der Erzherzog zugleich seinem Verwandten damit verehrte. Die Kaisertochter nahm es aus seiner Hand und legte es auf den kleinen, künstlich gearbeiteten Tisch, neben welchem sie saß. „Ich werde es meinem Herrn Oheim geben," sagte sie. „Habt Ihr eine Antwort darauf zu erwarten oder kehrt Ihr ungesäumt nach den Niederlanden zurück?"

„Meine Sendung geht noch weiter, Eure Gnaden haben mir vielleicht selbst Befehle anzuvertrauen, ich gehe von hier nach Wien."

„Nach Wien?" fragte die Erzherzogin. „Auch in Aufträgen meines Herrn Bruders? Glaubt Ihr den Kaiser noch dort zu finden?"

„Seine Kaiserliche Majestät hat Wien verlassen," erwiederte Lienhard ernst. „Das weiß mein gnädiger Herr. Ich habe mich umzuthun, wie die Vertheidigungsanstalten beschaffen sind, wie die Stimmung der Bürgerschaft ist und ob mein Herr darauf rechnen kann, daß sich die Stadt halten wird, bis es ihm möglich ist, zu kommen."

„Es wäre möglich!" rief die Erzherzogin. „Der König hat den Wienern einen Waffenstillstand bis zur Beendigung der Weinlese bewilligt. Sind aber die Dinge in

den Niederlanden so schlimm, daß sie meinen Bruder noch immer fest halten?"

Lienhard berichtete den Ausbruch des unglücklichen Bürgerkrieges, welcher dadurch veranlaßt war, daß nicht alle Landschaften des so verschieden gegliederten Reiches, welches die letzten burgundischen Herzoge zusammengebracht, den Erzherzog Maximilian als Vormund seines vierjährigen Söhnleins anerkannt hatten, daß namentlich Flandern sich ihm hartnäckig widersetze und auch Gent, die reichste und unruhigste Stadt, welche doch selbst die Vermählung Maximilian's mit der Erbin von Burgund bewirkt und ihm zuerst die Anerkennung von Holland und Zeeland verschafft hatte, in maßloser Ueberhebung ganz eigenmächtig verfahre, indem sie ohne des Regenten Einwilligung sein noch jüngeres Töchterlein dem Dauphin von Frankreich verloben wolle, worüber noch Unterhandlungen geflogen würden. Im ganzen Niederlande sei wieder die alte Parteiung der Kabbeljaus und Hoeks, da sie einen neuen Anlaß gefunden, im wüthendsten Kampfe, wie einst in Italien die Ghibellinen und Guelfen, nachdem längst der Grund ihrer ersten Zwietracht erloschen. Es habe genügt, daß einige Häupter, welche zu der erstern Partei gehört, sich für den Erzherzog erklärt hatten, um die ganzen Hoeks gegen ihn in den Harnisch zu jagen. Der ritterliche Fürst brenne vor Ungeduld, in diesem wirren Treiben nur eine

kurze Frist der Waffenruhe zu erlangen, um nach Oesterreich zu eilen und die Feinde des Kaisers aus dem Lande zu schlagen, er sei deshalb auch in Verhandlungen getreten und hoffe das Beste, aber bis dahin müsse die Wehrkraft der kaiserlichen Erblande sich selbst helfen und er habe eben darum sie durch seine Botschaft im treuen Ausharren bestärken wollen.

Die Erzherzogin hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu und wie wenig Tröstliches ihr der Bericht verkündigte, war er doch so verständig und klar, daß es sie Wunder nahm, wenn sie an Lienhard's früheres Gebahren dachte. Bei diesem Gedanken länger zu verweilen, war jedoch nicht Zeit. Sie hatte noch mehr zu fragen, was ihr von dem geliebten Bruder zu wissen am Herzen lag. Lienhard gab ihr Bescheid, so weit er es vermochte. Nur über den unglücklichen Zufall, welcher Maria von Burgund in ihrer Jugend und ihrem Liebreiz, die glücklichste Gattin und Mutter, ihrem Gemahl entrissen hatte, konnte er nicht so ausführlich erzählen, als das weibliche Mitgefühl der Erzherzogin es gewünscht hätte. Er war kein Augenzeuge gewesen — an der Falkenjagd, die er sonst am kaiserlichen Hofe nie versäumt hatte, war er jetzt nicht mehr berechtigt Theil zu nehmen. Als er von dem traurigen Ereigniß wiederholt hatte, was ihm geschildert worden war, schwieg die Erzherzogin tief bewegt eine lange Weile und als

sie ihr schönes Auge, das sie zu Boden gesenkt hatte, wieder auf Lienhard richtete, war es von Thränen schimmernd. — „Wie ist es Euch ergangen, Lienhard?" fragte sie weich.

Da übermannte es ihn so, daß er fast wiederum auf die Kniee gesunken wäre, ihr für diese Frage und diesen Ton zu danken. Er konnte nur mit bewegter Stimme antworten: „Ich habe viel Unglück gehabt, aber Gott ist mir gnädig gewesen."

„Mein Vater hat Euch nicht vergessen," sagte die Erzherzogin.

„Das weiß ich! Seine Majestät haben nach mir fragen lassen im Hause meiner Großeltern und ich bin wohl undankbar in den Augen des Kaisers, daß ich mich nicht mehr gezeigt habe, aber ich glaubte, daß es so besser sei. Nun ich im Dienst meines gnädigen Erzherzogs stehe, hoffe ich auch einmal wieder vor meinen frühern, so huldreichen Gebieter treten zu können, um mich zu rechtfertigen."

„Weiß mein Bruder um Eure Schicksale?" fragte die Fürstin.

„Nein," erwiederte Lienhard. „Ich bin nach den Niederlanden gegangen in der Absicht, dem Erzherzoge meine Dienste in irgend einer Weise anzubieten, wie es sich mit meiner Herkunft verträgt und das Glück hat es gefügt, daß ich bald meinen Wunsch erreichte." Er sprach von seiner Herkunft nicht mit Bitterkeit, er hatte also überwunden,

was ihm nach der Meinung, welche die Erzherzogin von ihm hatte, wohl am empfindlichsten sein mußte. Sie fühlte das Verlangen, mehr von ihm zu erfahren und sprach es aus.

„Ihr könnt auch von mir überzeugt sein, daß ich Antheil an Eurem Ergehen nehme," sagte sie. „Da ich Euch nun bei meinem Bruder und für ihn thätig weiß, glaube ich Euch wohl geborgen. Aber es wäre mir lieb, zu hören, was Euch seit der Prüfung, die Ihr so gut bestanden habt, begegnet ist, — seid versichert, daß ich nicht aus Neugier frage."

Da konnte sich Lienhard ihrem Wunsch nicht entziehen, und die Erzherzogin erfuhr in kurzen Umrissen die äußern Erlebnisse, welche ihn betroffen hatten, seit er vom Kaiserhofe geschieden war. Zu Wien im Hause seines Großvaters hatte er nicht bleiben, sich nicht entschließen können, wie es der alte Mann ziemlich gebieterisch bestimmt hatte, noch in seinem Alter Harnische und Waffenstücke schmieden zu lernen. Der Abschied schien hart, vielleicht auf Niewiederkehr, gewesen zu sein. Doch sprach sich Lienhard darüber nicht aus, wie denn seiner Erzählung durchaus die Farbe fehlte; die Erzherzogin fühlte sehr wohl, daß er nur einem Befehle gehorchte. Von Wien war er zuerst nach Sachsen gegangen, wo die fürstlichen Brüder Ernst und Albrecht in Eintracht die noch ungetheilten Lande regierten,

er hatte gehofft, dort bei einem meißnischen Edelmanne, den er zu Wien kennen gelernt hatte und der ihm besonders freundlich gewesen war, einen Dienst zu bekommen, der hatte ihn aber schnöde abgefertigt, als er nicht mehr als Junker von Wolffenegg vor ihn getreten war. Dann hatte er nach einander in Sagan, wohin er von einem kurfürstlichen Statthalter mitgenommen worden, der dies schlesische, kürzlich erkaufte Herzogthum verwalten sollte, in Schneeberg bei einem Berghauptmann, und später in Franken bei einigen geistlichen Fürsten, zum Theil unter drückenden Verhältnissen, wie er jedoch nur ahnen ließ, gedient, bald in dieser, bald in jener, oft niedrigen Stellung, nirgend jedoch hatte er eine bleibende Stätte gefunden — und er gestand es offen, daß es wohl seine eigene Schuld gewesen sei. Es habe ihn nirgend gelitten, — weil er zu schwer sich fügen gelernt und seinen, wie oft! gefaßten Entschluß, in Geduld sich zu fassen, nimmer auszuführen vermocht habe. Da sei es ihm zuweilen traurig gegangen, aber am schlimmsten zuletzt bei einem rheinischen Grafen. Hier endlich, er gestand es mit einem ruhigen Lächeln, wie der Pilger zurück schaut auf überwundene Gefahren, war ihm der harte Sinn gebrochen worden, nicht durch Gewalt, sondern durch eine Reihe von Unfällen, in welche er sich selbst gestürzt hatte. Er schloß dann kurz, daß ihn der Zufall mit einem Kaufherrn aus Gent zusammengeführt, der ihn

als Schreiber mit nach Hause genommen, daß dieser ihn dort dem Kanzler des Erzherzogs empfohlen habe und er so wieder in den Dienst des erlauchten Hauses gekommen sei, in welchem er nun seine bleibende Stelle gefunden. Daß der Erzherzog ihn persönlich kennen gelernt und sein Vertrauen für manchen Auftrag, dem er nicht durch eine wichtigere Person Oeffentlichkeit geben wollte, geschenkt habe, berührte er gar nicht, aber sein Hiersein bewies das und die Erzherzogin war mit dem, was sie gehört hatte, zufrieden. Schwere Kämpfe hatten dies junge, stolze Blut in den drei Jahren, seit es so tief gedemüthigt worden war, bestanden, aber es schien davon geläutert worden zu sein. Ob die Erzherzogin wohl ihres eigenen Wortes gedachte, das sie einst an den selbstsüchtigen Knaben, der sich frech einer Lüge über sein Verhältniß zu Hedwig vermessen, bei seiner letzten Anwesenheit in ihrem fürstlichen Gemach zu Wien gerichtet hatte?

Sie dankte ihm für seine Mittheilungen und wünschte ihm alles Gedeihen für seine fernere Laufbahn.

„Eure Gnaden wolle mir keine Laufbahn mehr wünschen," erwiederte er, „sondern ein Verbleiben in dem, was mir nun geworden ist. So kann ich mit Ehren bestehen und selbst vor das Antlitz meines Kaisers treten."

„Ihr seid für unser Haus thätig, — es wird Eure Dienste anerkennen!"

„Noch habe ich nichts gethan,“ sagte Lienhard mit ungesuchter Bescheidenheit. „Ich hatte viel Großes im Sinn, als ich zu Brügge mein Pferd bestieg, ich wollte mich erdreisten, bis in die Nähe deutscher Fürsten zu dringen und zu ihnen zu sprechen, wie es in meiner Brust für meinen Herrn und für mein österreichisches Vaterland lebt. Aber da es zur That kommen sollte, blieb ich dahinten. Ich konnte nicht zu Herzog Albrecht von Sachsen dringen, welcher nicht umsonst der Beherzte heißt; dann setzte ich meine Hoffnung auf Herzog Christoph von Baiern, von dessen Ritterthaten ich wenigstens in Turnieren ein Zeuge gewesen bin zu Landshut, und glaubte ihn schon durch ein unverhofftes Glück im Alpengebirge vor wenigen Tagen auf der tiroler Straße nach München zu begegnen, aber er war es nicht, sondern sein Bruder, von welchem nichts für das Erzhaus zu hoffen ist.“

Die Fürstin konnte, von dieser überraschenden Wendung betroffen, wohl fühlen, daß ihr das Blut in die Wangen stieg, aber sie war sich auch bewußt, daß die Ursache ihres Erröthens nicht errathen werden könne. Es mochte in Lienhard's Augen der Ausdruck einer Besorgniß sein und darin bestärkte ihn ihre Frage, was er meine.

„Herzog Albrecht steht eher feindlich gegen die Majestät des Kaisers, wie ich oft habe sagen hören —“

„Von wem?“ fragte die Erzherzogin rasch.

„Eure Gnaden verzeihen, wenn ich Euch daran erinnere, daß Seine Majestät selbst einmal in Eurer Gegenwart sich darüber aussprach.“

„Das war vormals, das hat sich geändert!“ entgegnete Kunigunde, ohne ihn anzusehen, und ihre Miene nahm die fürstliche Hoheit an, welche in der Theilnahme an Lienhard's Aeußerungen bisher völlig aufgegangen war. „Es wäre gewiß besser gewesen, Ihr hättet Euch an den Landesherrn von Baiern gewendet, als daß Ihr gedachtet, meinem Vater seinen fehdesüchtigen Bruder zu gewinnen, der ihm nur sein Schwert und vielleicht zehn seiner Reitgesellen zugebracht hätte, während Herzog Albrecht mit Heerhaufen und Geschütz zuziehen kann. Er würde es auch thun, wenn ihm nicht sein Bruder daheim wieder vollauf zu thun gäbe. — Erzählt mir Euer Zusammentreffen!“ lenkte sie kurz ein, als sie bemerkte, daß sie im Eifer sich zu lebhafterm Tone hinreißen ließ.

Lienhard erfüllte auch diesen Befehl und die Audienz wurde damit beschlossen. Sie endigte nicht so wohlthuend für Lienhard, als sie begonnen hatte; die Fürstin entließ ihn zwar mit freundlichen Worten, aber ein gewisser Frosthauch aus der Eisregion unnahbarer Erdengröße machte sich ihm, gegen ihren Willen, fühlbar und er wurde dadurch verstimmt. „Wie kann es denn anders sein!“ sagte

er zu sich selbst auf dem Wege durch die vordern Zimmer, welche leer waren. „Wer bin ich, daß ich Ansprüche machen könnte?“ Das Blut rollte ihm aber doch in raschern Laufe durch die Adern und er hätte wahrnehmen mögen, daß es noch immer für ihn gefährlich sei, durch ein gütigeres Benehmen an seine frühere Stellung erinnert zu werden. Der Erzherzog kannte diese nicht, für ihn war er nur Lienhard Helfer, wie er sich überall genannt hatte, und er behandelte ihn freundlich, wie alle seine Diener, schenkte ihm auch wohl sein Vertrauen, ließ ihn aber doch nie vergessen, daß er zu den untergeordneten Dienern gehörte, während Kunz von der Rosen, sein Narr, viele Staffeln höher stand.

Als Lienhard in der gefährlichen Stimmung, welche die Audienz bei der Erzherzogin in ihm erzeugt hatte, in das Portal der Burg trat, um es zu durchschreiten, begegnete er einer verschleierten Dame, welche von seinem Anblick augenscheinlich betroffen wurde. Sie stutzte, sah hoch auf, — es war fast, als wolle sie stehen bleiben und ihn anreden, aber sie ging an ihm vorüber und als er, beinahe fassungslos, denn er hatte sie auch im Schleier wohl erkannt, den Hut vor ihr zog, erwiederte sie seinen Gruß nur mit einer kaum bemerklichen Neigung des Hauptes. Jetzt stürmte sein Blut, das schon aufgeregt war, in wilder Brandung zu seinem Hirn und wieder zurück zum Herzen, das vor unaussprechlichem

Weh zu zerspringen drohte, er sah nicht, daß noch eine Begleiterin dem Fräulein folgte, die er so gut kannte, als sie ihn, er bemerkte ihren mitleidigen Blick so wenig, als den Gruß und den Wink, der ihn trösten sollte, er drückte seinen Hut tief auf die Brauen, zog straffer den Mantel über die Brust und schritt seines Weges. Die Wachen am Eingange sahen, wie blaß er war, wie seine Lippen krampfhaft zitterten und seine Augen in das Leere stierten. Fast hätten die bösen Zeichen sie vermocht, ihn anzuhalten, da er leicht in der Burg etwas Schlimmes begangen haben konnte, aber ehe sie zum Entschluß gekommen, war er schon, vom freien Platze abbiegend, in der nächsten engen Gasse verschwunden. Was hatte ihn so vernichtend getroffen? Die Begegnung, auf die er gefaßt sein konnte, das Wiedersehen, das ihm doch, wenn auch in heißen Schmerzen, einen süßen Augenblick bereiten mußte? Er dachte nur Eins: geschehen war jetzt, was er ihr in der letzten Stunde auf dem Altensteig, wo er ihr in Gegenwart der fremden Zeugin sein Schicksal nicht enthüllen konnte, vorhergesagt: „Wenn Ihr mich einmal wieder seht, so werdet Ihr Euch von mir abwenden!“ Sein Wort war heut in Erfüllung gegangen; auch darauf hätte er vorbereitet sein können, er hatte sich auch in der langen Zeit oft genug ausgemalt, wie er einst Hedwig wieder sehen werde und wie er Kraft genug zu haben hoffte, unbefangen zu bleiben in würdiger

Haltung, daß sie ihm, wenn er ihr auch nicht mehr nahen dürfe, doch ihre Achtung nicht versage. Nun hatte er die Prüfung so schlecht bestanden! Scheu und zitternd, wie Einer, der ein schlechtes Gewissen hat, war er im engen Portale, wo fast ihr rauschendes Gewand seinen Mantel berührt hatte, an die Wand gedrückt an ihr vorüber geschlichen: gleichviel, ob sie das bemerkt hatte, in seinem eignen Bewußtsein lebte es doch! Und sie, keines Wortes hatte sie ihn gewürdigt, wo der gemeinste Knecht doch, welcher ihr sonst begegnete, der Hund, welcher spielend vorüber sprang, von ihr ein freundliches Wort hörte. Stand er denn nun so tief in ihren Augen, daß sie ihn verachtete? War sie allein ungerecht gegen ihn, daß sie ihm zur Last legte, was seine Schuld nicht war? Nicht sie war ungerecht, er war es selbst! Wie wenig kannte er doch dies jungfräuliche Herz, daß er ihr Vorwürfe machte über ein Zagen, für welches er hätte sein Haupt in den Staub neigen und den Saum ihres Gewandes küssen sollen! Wie wenig verstand er sich überhaupt auf der Frauen zarten Sinn, daß er auch der Erzherzogin bitter gedachte, welche in wohlwollendster Absicht für ihn diese Haltung, die ihn beim Scheiden so durchkältete, angenommen hatte! O, wenn er geahnt hätte, wie die edle Kaisertochter im Geiste schon für seine Zukunft, für sein Glück Fäden spann, zu einem goldenen Kranze, dann würde er flugs in das offene Kirchlein, an

welchem er vorüber ging, getreten sein, um sein Unrecht an ihr in reuigem Gebet für sie zu sühnen.

Er aber dachte nur daran, Innsbruck so bald als möglich zu verlassen! Seine Sendung war hier erfüllt, er brauchte nicht erst auf den Kanzler zu warten. Das Schreiben seines Herrn, welches die eindringlichste Mahnung an den Oheim enthielt, der gemeinsamen Sache des Hauses Oesterreich nicht die Kraft von Tirol zu entziehen, war in die besten Hände gelegt, er hatte der Erzherzogin den getreusten Bericht über die Lage der Dinge in den Niederlanden, welcher ihm eigentlich für den Erzherzog Siegmund aufgetragen war, mit aller Ausführlichkeit abgestattet und konnte überzeugt sein, daß sie ihn bei Ueberreireichung des Schreibens an den Oheim wiederholen und nicht abschwächen werde. Noch eine Audienz bei dem Landesherrn hatte keinen Zweck mehr, eine zweite Begegnung mit Hedwig, nach dieser ersten, wäre ihm unerträglich gewesen. Daher brach er, nachdem er in seine Herberge auf planlosen Umwegen gelangt war, ohne weitere Säumniß auf und war längst auf dem Wege nach Schwaz, wie er Frau Mittwurzer schon gestern gesagt hatte, als der Erzherzog, der inzwischen die Botschaft Maximilian's durch seine Nichte erhalten hatte, endlich zu dem Entschlusse kam, den Boten selbst zu sprechen. Er war sehr ungehalten, als der nach ihm ausgesandte Diener mit der Nachricht seiner

Abreise zurück kam, da er es höchst eigenmächtig fand, daß der Niederländer sich ohne seine Erlaubniß entfernt habe, im Grunde war es ihm aber doch nicht unlieb, denn er war dadurch einer lästigen Stunde überhoben und konnte um nach reiflicher Erwägung mit seinen Räthen beschließen, was Allen am besten schien. Damit war ja noch keine Nöthigung zum raschen Handeln verbunden, das für sein liebes Land immer die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen konnte.

Die Erzherzogin hatte ihrem Oheim noch immer nicht gesagt, wen sie in diesem Boten erkannt hatte; gegen Hedwig ganz über ihn zu schweigen, schien ihr, nachdem sie durch die Kammerfrau von der Begegnung mit ihm unterrichtet war, nicht rathsam. Diese Begegnung würde vielleicht nicht Statt gefunden haben, wenn Hedwig nicht von ihr zu dem Spaziergange veranlaßt worden wäre, aber die Erzherzogin konnte freilich nicht voraussehen, daß Hedwig, die sonst immer Stunden lang ausblieb, heut durch ein stechendes Kopfweh zu früher Heimkehr gezwungen werden sollte. So war es denn geschehen und der wohlwollenden Fürstin blieb nichts übrig, als Alles nach Kräften zum Besten zu kehren. Sie sprach daher, sobald sie Hedwig wieder sah, mit der größten Unbefangenheit von der Ueberraschung, die ihr geworden sei, als sie in dem fremden Boten einen Bekannten gefunden habe, welchen Hedwig wohl

nicht errathen werde und nannte, ohne Hedwig's Bewegung zu beachten, seinen Namen. Es war natürlich, daß sie eine gewisse schonende Manier in Rücksicht auf das zwischen Beiden früher durch den Kaiser veranlaßte Verhältniß dabei sichtbar werden ließ, aber sie sprach doch unbedenklich von Lienhard, da sie sich gegen Hedwig stets den Anschein gab, als halte sie Alles auch in ihrem Herzen für ganz überwunden. Sie erzählte auch, daß sie ihn selbst gesprochen habe, da sie Nachricht von ihrem Bruder zu hören gewünscht und auch, wie es ihm ergangen sei, bis er nach den Niederlanden in den Dienst des Erzherzogs gekommen. Was ihr zumeist am Herzen liegen mußte, berührte sie dann zuerst, hierauf aber auch, was sie von Lienhard's Leben in der Fremde behalten hatte. Es mochte zu Hedwig's Beruhigung dienen, ihn nun doch in einer sichern und ehrenvollen Stelle bei dem Sohne des Kaisers zu wissen, der ihn einst so bevorzugt hatte und auch für ihn gut gesorgt haben würde, wenn er selbst die neuen Wohlthaten nur hätte annehmen wollen. Hedwig hatte während der Erzählung der Erzherzogin allmälig ihre ganze Fassung wieder gewonnen und konnte jetzt sogar einige Fragen thun, welche Lienhard betrafen. So spielten Beide, die sich doch so lieb hatten, ein Spiel mit einander und es war kein Falsch, das sie dazu vermochte. Bald darauf erfuhr die Erzherzogin von ihrem Oheim, daß der Bote, der es sehr

eilig haben müsse, abgereist sei, ohne seine weitern Befehle abzuwarten und ihr fiel dadurch ein Stein vom Herzen, denn von einem neuen Wiedersehen, nachdem sie Hedwig beobachtet hatte, konnte sie nur traurige Folgen für deren noch wenig gesicherte Herzensruhe versprechen. Die Kammerfrau aber, nun er fort war, gestand dem Fräulein, daß sie ihn schon Tags zuvor, ehe er im Portal mit ihnen zusammen getroffen, in der Stadt gesehen habe, und richtete nun auch aus, was er ihr geboten, dem Fräulein von Altensteig zu sagen: daß er den Weg, den er gehen müsse, mit Ehren gehe, und daß er von Allem, das ihm einst gehört, nur den Namen Lienhard behalten, von dem habe er sich nicht trennen können.

Wie er sich sonst genannt, mit welchem Zunamen, das hatte Frau Mittwurzer auch erfahren und ihre Glossen dazu gemacht, die sie aber dem Fräulein verschwieg. Warum nannte er sich nicht Mais-Helfer, wie sein Vater, der ehrliche Plattner, doch geheißen hatte? Klang ihm das gar zu gemein, daß er sich kurzweg Helfer nannte? In der Kammerfrau, so eifrig sie auch als Hofdienerin auf den Adel hielt und was damit zusammen hing, regte sich doch der bürgerliche Stolz ihrer eigenen Abkunft, und sie schalt den jungen Menschen, daß ihm der ehrliche Name seines Vaters zu schlecht sei, wofür er verdiene, lieber gar der Sohn eines leibeigenen „Schekels“ zu sein. So nannte

man in Oesterreich die Raubgesellen der Herren vom Stegreif.

Hatte sie wirklich Recht, die eifernde Frau? Wenn Lienhard jetzt, nach allen Kämpfen des Lebens, die ihm endlich nach seiner eigenen Aeußerung den Sinn gebrochen hatten, zu der Frage eine wahrhaftige Antwort hätte geben sollen, so würde er sie bejaht haben. Daß er den Namen Lienhard behielt, dafür hatte er schon dem Großvater einen Grund und eine Entschuldigung gegeben; daß er sich aber bei der Auswanderung von Wien nicht entschließen konnte, den ganzen Namen seines Vaters mitzunehmen, war nicht der Wunsch, daß Niemand wissen solle, wo er her sei, wie er sich selbst einzureden versuchte, sondern es war der Klang dieses Namens; welcher ihn zu einer Abkürzung desselben bestimmte. Jetzt war er selbst schon an dieselbe gewöhnt, und dachte kaum noch an den ersten Beweggrund dazu. Erst auf dem weitern Wege nach Wien, wo er doch die Seinigen wieder sehen sollte, fiel ihm ein, daß er sich dort wieder mit seinem richtigen Namen nennen müsse und er schämte sich, nicht sowohl dieses Namens, sondern seiner damaligen Schwäche. Auch die Wogen der Leidenschaft, die ihn zu Innsbruck, wie aus trügerisch glatter Flut plötzlich aufbäumend, gleichsam hinausgetragen hatten, waren wieder geebnet und er konnte ruhiger an das Zusammentreffen mit Hedwig denken. Nur eine tiefe Wehmuth über-

fiel ihn zuweilen, daß er ihr so nah gewesen war und nicht einmal den Ton ihrer süßen Stimme gehört, nicht ihr holdes Antlitz gesehen hatte. Dann aber ermannte er sich immer bald und fragte sich: Ist es denn nicht viel besser so?

Viertes Capitel.

Ein Handstreich.

Der Waffenstillstand, für welchen die Wiener 3000 Goldgulden gezahlt hatten, war noch in voller Kraft, aber er half den Bürgern nicht in dem Maße, wie sie gehofft. Zwar die Weinlese, welche als Grund von beiden Seiten angenommen worden war, konnten sie vollbringen und in den Rebhügeln war Alles in voller Thätigkeit, aber was für die Erhaltung der Stadt viel wichtiger war, die Versorgung mit Lebensmitteln von Außen her wurde ihnen auf alle Weise durch die weithin streifenden ungarischen Reiter erschwert. Wo diese irgend einen Wagenzug auf der freien Landstraße erspähten, fielen sie darüber her, zerstreuten die Bedeckung, erschlugen die Knechte, wenn diese sich weigerten, ihnen zu folgen und führten die Beute, welche für Wien von unschätzbarem Werthe war, von dan-

nen. Es ging ein solcher Schrecken vor diesen wilden gelbbraunen Gesichtern, mit den glühenden schwarzen Augen und den spitzgedrehten Bartzöpfen her, daß bei ihren wüthenden Anlauf auch ein viel stärkeres Geleit von Bewaffneten nur schwachen Widerstand leistete, wenn es nicht vorzog, lieber gleich, wenn die Magyaren am Horizonte auftauchten, vorsichtig das Heil in der Flucht zu suchen und die Wagen mit ihren Knechten und Gespannen und aller theuer aufgekauften Ladung ihrem Schicksal zu überlassen. Keine Richtung war mehr frei, von Kornneuburg aus schnitten sie alle Zufuhr von jenseit der Donau ab, die Linzer-, die Kärnthnerstraße war nicht mehr sicher, einzelne verwegene Parteien streiften schon bis in die unmittelbare Nähe von Wien und verübten Gewalthaten dem Waffenstillstande zum Trotz. Wo sollte man klagen, bei wem Recht erlangen! Hier galt denn der alte Spruch: Hilf Dir selbst, dann wird Gott auch helfen! und wo sich ein beherztes Häuflein zusammen that und ernstlich zur Wehre setzte, da prallten oft genug die leichten Reiter vor den Spießen in der Hand entschlossener Männer ab. Es kam so weit, daß alle Arbeit, die noch außerhalb der Mauern zu verrichten war, in Waffen gethan werden mußte. Das reizte wiederum die Magyaren zu Neckereien, bei denen es nur darauf abgesehen war, die Bürger in ihren Verrichtungen zu erschrecken und zu stören, es war eine Art von Lustjagd, an

denen oft auch vornehmere Herren, als einfache Rottenführer, ihr Ergötzen fanden. Man betrachtete die Stadt schon als gewonnen und trieb im Uebermuthe mit den Bewohnern ein Spiel, wie die Katze mit der Maus, die ihr nicht mehr entrinnen kann, auch wenn ihr vorläufig die Krallen noch nicht fühlbar werden.

Aber die Bürger wurden immer erbitterter über die Verhöhnung der zugestandenen Waffenruhe. Es fanden sich Männer genug, welche riethen, lieber gleich selbst den Stillstand aufzukündigen, statt dies unwürdige Treiben länger zu dulden, das eine schnöde Verachtung voraussetze. Dieser Bruch vor der Zeit schien aber zu bedenklich, weil doch immer noch zu hoffen stand, daß mittlerweile die Reichshülfe, welche der Kaiser gefordert, zu Wiens Rettung erscheinen werde. Eitle Hoffnung! Eine deutsche Reichshülfe, zu der erst hundert und aber hundert Reichsstände ihre Stimmen abgeben mußten! So blieb denn, wer sich nicht zahm hetzen und scheuchen lassen wollte, auf seine eigene Mannhaftigkeit und den Beistand gleich denkender Freunde gewiesen, und es fand sich an einem frühen Morgen in aller Stille ein wohlgerüsteter Haufe, dessen Genossen einzeln zu verschiedenen Thoren hinausgezogen waren, im Walde vor Hütteldorf zusammen, wo der Weg nach dem Augustinerkloster Mariabrunn geht. Sie hatten sich selbst einen Führer gewählt, der musterte sie und

als sie vollzählig waren, theilte er ihnen den Anschlag mit, den er zur Ausführung ihres Vorhabens ersonnen hatte. Es galt einer feindlichen Streifschaar, die sich schon mehrere Tage in der Nähe von Wien gezeigt, einen Hinterhalt zu legen. Gestern war sie am Kahlenberge gesehen worden, von da war sie wieder in den Bergen verschwunden, aber ein Winzer aus Heiligenstadt, den sie eine Weile gefangen mitgeschleppt hatten, war nach Wien gekommen und hatte guten Freunden erzählt, daß die Ungarn für den andern Tag den Karthäusern in Mauerbach, dessen wunderschöne Lage man ihnen gerühmt, einen Besuch zugedacht hatten. Der Winzer war viel in Ungarn gewesen und verstand ihre Sprache, was sie nicht gewußt. Er hatte so viel von der Pracht ihres Aufzuges erzählt, von schönen vornehmen Frauenzimmern, die dabei gewesen, und andern Dingen, aus denen hervorging, daß es nicht sowohl eine von den wilden Raubschaaren war, sondern vielmehr eine hohe Gesellschaft, welche sich nur im Voraus bei der Kaiserstadt, wo sie bald ihren Einzug zu halten gedachte, umschauen wollte. Der Winzer gab sogar zu verstehen, daß leicht der König Matthias in Person dabei sein könnte und das schöne Weibsbild vielleicht seine junge Gemahlin. Das glaubten ihm die Freunde zwar nicht, aber ein guter Fang war hier jedenfalls zu machen und die vornehmen Herren, deren man habhaft wurde, konnten dann als

Geißeln für die gewissenhafte Beobachtung des Vertrages dienen.

So zog der Haufe still in das schöne Thal, das sich zu den Zellen der Karthäuser hinauf durch Berg und Wald in wechselnder Richtung streckt und legte sich an einer passenden Stelle in Hinterhalt, während der krausköpfige Führer, der einen blanken Harnisch angethan hatte, Späher ausschickte, um die Annäherung der ungarischen Schaar frühzeitig zu entdecken und zu melden. Er selbst blieb bei dem Haufen, wie es dem Führer ziemt, und wer ihn sah, wie er seine Anstalten mit Sicherheit und Umsicht traf und so stattlich gerüstet war, der konnte ihn wohl eher für einen kriegsgewohnten Hauptmann, als für einen Bürger und Meister halten. Sie sagten es ihm auch, und er lachte.

„Mein Handwerk hat mit Rüstzeug und Wehr zu schaffen," antwortete er, „und ich dank's meinem Lehrherrn, dem alten Ringhamer, daß ich Panzer schmieden, aber sie auch zerschlagen kann, wenn's gilt. Aber nun seid still und lärmt nicht. Hier im Wald, wo die geistlichen Herrn im ewigen Schweigen wohnen, schallt's weit, wenn ein Menschenkind spricht und die Feinde könnten Wind kriegen."

Es ward auf dies Gebot ruhig und die im tiefen Dickicht gelagerte Schaar wechselte nur leise Worte, zehrte lustig an den mitgenommenen Vorräthen, überließ sich auch theilweise dem Schlafe, auf die Wachsamkeit der ausge-

schickten Späher vertrauend. Viele Stunden vergingen, ohne daß irgend eine Spur von den ab und zu wieder an die Haltstatt kommenden Spähern gemeldet wurde. Sie waren einzeln ziemlich weit in allen Richtungen gestreift, woher die Ungarn erwartet werden konnten, hatten aber weder etwas gehört noch gesehen. Die Spannung ließ nach, man fing an verdrießlich zu werden. Die Feinde waren gewiß abgezogen und statt des guten Fanges, mit welchem man in die sichern Mauern von Wien wie im Triumphe zurückzukehren verhofft, kam man mit leeren Händen und wurde nur ausgelacht. Mehrere fingen jetzt an, gegen den Führer zu murren.

„Die Plattner haben's immer toll im Kopf — wir hätten uns einen Andern nehmen sollen," raunte Einer dem Andern zu, aber sie fürchteten sich, es laut zu sagen und im selben Augenblick richtete er den Kopf auf, denn er hatte sich lang auf den festen Rasen gestreckt. „Still!" sagte er mit leiser Stimme und legte sich wieder auf den Grund. Sie sahen, daß er horchte, das Ohr dicht auf den Boden geheftet. Neue Hoffnung! Keiner wagte zu athmen.

Der Führer hob die Hand ein wenig und deutete nach der Richtung hinaus, wo das Heimbacher Thal sich rechts von dem Grunde, in welchem sie versteckt lagen, abzweigt. Alle lauschten jetzt mit Anstrengung, sie konnten

aber den Hufschlag nicht hören, den er vernommen haben wollte. Es war so still im Walde, daß man ein Blatt hätte fallen gehört; Hochmittag. Auf einmal fuhren die Horcher zusammen: Alle hatten den fernen Klang, wie ein feines silberhelles Lachen, gehört, das konnte aber nur unerfahrene Leute täuschen, die niemals auf einer Haltstatt gelauert hatten. Der Plattner wußte besser Bescheid; es war das entfernte Wiehern eines Rosses gewesen, und er gab nun schnell die letzte Anweisung was geschehen sollte. Die bewaffneten Gestalten, welche offen zusammengetreten waren, verschwanden wieder im Gebüsch und die wildromantische Stätte lag so einsam, als hätte sie nie eines Menschen Fuß berührt.

Näher und näher klang der Hufschlag, der nun vernehmbar wurde; bald ließ sich auch das Klingeln von Glöckchen hören, die führten Vornehme, wie die Bürger wußten, wohl am Pferdezeug, da sie vor Zeiten, deren sich Manche noch erinnern konnten, auch an den Kleidern und Schnabelschuhen der ritterlichen Herren und Frauen getragen worden waren. Viele konnten es nicht sein, welche sich hier im Geschwader nahten, und das war den Versteckten auch ganz lieb, denn auf Kampf und Blutvergießen kam es ihnen nicht an; die Streitlust, welche sie hinausgeführt, hatte sich vom langen Warten etwas gemäßigt und sie waren nur froh, daß sie doch nicht umsonst ausgezogen.

Jetzt waren schon deutliche Stimmen im Walde zu vernehmen und wo der Grund eine Biegung machte, erschien plötzlich ein Reiterpaar, so glänzend von Pracht der Kleidung und Ausrüstung, daß es war, als ging ein helles Leuchten durch das ganze Thal. Eine schöne Frau war es wirklich, welche neben dem stattlichen Herrn ritt, dem Anführer des Zuges, welcher hinter Beiden wohl noch folgte — sehen konnte man davon nur wenig, denn das Paar, das an der Spitze ritt, machte jetzt Halt, zum großen Verdrusse der Männer im Versteck, welche sie erst vorüber lassen und dann von allen Seiten hervorbrechend ihnen den Rückzug abschneiden wollten. Sie mußten nun noch warten und hatten dadurch Muße, die schöne Frau — oder es war doch wohl ein Mädchen? — näher zu betrachten. Der Plattner aber, um nichts zu versäumen, ließ ein Paar der Seinigen seitwärts schleichen, damit auf alle Fälle den Ungarn der Weg verlegt werde.

Sie saßen ab! Desto besser, so konnten sie ihnen um so weniger entrinnen. Die Stätte war auch so süß und traulich, daß sie zur Ruhe einlud — der ältliche Herr, welcher gewiß der Vater des jungen schwarzlockigen Mädchens in dem leuchtenden blauen Gewande war, suchte ihr ein Plätzchen aus unter den tiefhängenden Zweigen, wo sie auf schwellendem Moose eine Weile ruhig schlummern konnte; einige Reiter kamen noch zum Vorschein, welche

die Pferde in Empfang nahmen und ein wenig seitab führten, wo der Thalrand weiter zurück trat. Wie viel ihrer noch dahinten waren, das mußte der Führer des Haufens im Hinterhalte erst wissen, damit ihm später keine Vorwürfe gemacht würden, mit einem viel zu mächtigen Feinde angebunden zu haben. Für die Andern wurde nun die Sache noch angenehmer; wenn man die Schlafenden überfiel, so war an keine Gegenwehr zu denken und daher auch kein Blutvergießen nöthig, das ihnen nun gar wie ein sündliches Thun gegen Wehrlose erschien. Noch war der ausgeschickte Späher nicht zurück, der die Stärke des ganzen ungarischen Geleits ermitteln sollte, als plötzlich ein lauter Ruf erklang, welcher augenblicklich die Ruhenden, welche sich schon behaglich niedergelassen hatten, aufschreckte, daß sie zu ihren Pferden eilten. Aber auch der Führer im Hinterhalt war von blitzschnellem Entschluß. Er sah, daß irgend ein Lärmruf gegeben, daß vielleicht seine ausgeschickte Mannschaft entdeckt worden war, — und keinen Moment sich besinnend, gab er das Zeichen zum Angriff. Von beiden Seiten her sprangen die Wiener aus ihrem Versteck vor und stürzten auf ihre Beute. Der vornehme Ungar hatte schon das schöne Mädchen in den Sattel gehoben und wollte sich auch auf sein Roß werfen, da waren die Feinde schnell zur Hand, faßten ihn, rissen am Zügel seines aufbäumenden Pferdes, das aber schlug wild mit den Vorder-

füßen, sprengte den Zügel, daß er dem Mann, der ihn gefaßt hatte in der Hand blieb, — zurück taumelten auch die beiden Andern, welche den vornehmen Magyaren gefangen nehmen wollten, er hatte den krummen Säbel gezückt und sich mit einem scharfen Kreuzhiebe Luft gemacht, in demselben Moment, als sein Hengst, frei geworden, davon brausen wollte: ein Griff an die Goldstarrende Decke, ein Schwung und an der Seite des Rosses hängend, wurde der Ungar hinweg geführt, ohne daß es Einer hindern, ohne daß er selbst das rasende Thier lenken konnte. An der obern Biegung des Thales wüthete ein heftiges Gefecht mit den fremden Reitern, — was war aus der Jungfrau geworden?

Sie hatte im Augenblicke der höchsten Gefahr das Bewußtsein nicht verloren, sondern war, als sie im Sattel saß, und die vorbrechenden Feinde gewahrte, im schnellen Lauf thalab gejagt, wo der Paß noch frei schien. Er war es aber in der That längst nicht mehr, denn der Führer der Bürger hatte seine Maßregeln klug getroffen. Wo der Bach hinab fließt nach Hadersdorf, war auch ein halbes Dutzend handfester Gesellen in den Wald gelegt, um die Versprengten in Empfang zu nehmen. Sie sprangen wild jauchzend hervor, als die Jungfrau, bildschön in Zorn und Angst, die langen schwarzen Locken und das ungarische Mäntelchen über ihren Schultern hinter ihr wehend, auf

dem weißen edlen Rosse daher flog, — sie verlor auch jetzt den Muth nicht, trieb ihr Pferd zu schnellerm Laufe und hoffte es werde durchbrechen! Umsonst, — sie streckten ihm die Waffen entgegen, trafen es tödtlich und als es sich zum letzten Sprunge, im Schmerz der Wunde, noch einmal bäumte, wurde die Ungarin von starken Armen jubelnd umfaßt und herabgehoben sie war gefangen.

Todtenbleich, aber mit sprühenden schwarzen Augen, blickte sie um sich her, — ein Ruf nach Rettung in magyarischen Lauten klang fast gebieterisch von ihren jetzt entfärbten Lippen: wo war der Gewaltige, unter dessen Schirm sie sich geborgen gewähnt hatte, so sicher, wie im Schooß ihrer Mutter? Verließ er sie in der Noth und kam ihr nicht mit der Macht seines Armes zu Hülfe?

„Haltet ein, Ihr frechen Buben!" rief auf einmal eine starke Stimme. „Thut Ihr einer edeln Jungfrau räuberische Gewalt an?" Und mit dem Bug seines Pferdes den Kreis sprengend, der sich mit lautem, freudigem Geschrei um die Gefangene drängte, hielt ein fremder Mann, den Niemand hatte kommen sehen, mitten unter den Bürgern, ein hoher, schwarz gekleideter Mann auf einem dunklen Rosse, der mit Unwillen und Verachtung auf sie herabschaute, dann aber zu dem Mädchen sich wendend, dem er erschien, wie ein Engel von Gott gesandt, sprach: „Fürchtet Euch nicht, Euch soll kein Leid geschehen!"

Die Wiener hatten sich jedoch von ihrer Ueberraschung ermannt und es bedurfte nur eines Ersten, der anfing, um sie zu lautem Aufruhr gegen den Fremden, der sich unberufen in ihre Sachen mischte, zu entflammen.

„Wer seid Ihr? Was habt Ihr hier zu schaffen? Es ist unsere Gefangene, — eine Feindin, — eine Ungarin!“

„Führt Ihr mit Frauen Krieg?“ klang des Fremden Stimme so mächtig, daß sie auf einen Moment verstummten, staunend, wie ein so junger Mensch das könnte. „Redet, Fräulein, wo sind die Eurigen? Wo soll ich Euch hin geleiten?“

„Nach Kornneuburg,“ — sie hatte seine deutsche Rede verstanden, sie konnte ihm antworten, ein Blick des feurigsten Dankes und flehender Bitte zugleich traf ihn aus ihren schönen schwarzen Augen, sie hatte mit der kleinen Hand im gestickten Handschuh seinen Steigbügel erfaßt und fühlte sich wieder stolz und frei.

Aber die Bürger schrieen trotzig, wer ihm das Recht gebe, ihnen ihre Gefangene zu entreißen und nur das geistige Uebergewicht, das ein entschlossener Mann immer hat, hielt sie noch ab, daß sie nicht Hand an ihn legten. — „Ich könnte Euch sagen, Wer mich gesendet hat, in Wessen Namen ich gen Wien komme,“ entgegnete der Fremde mit furchtloser Ruhe, „aber ich will mich nicht durch fremde Auto-

rität decken! Seid Ihr, wie mir Euer Ansehen zeigt, ehrenfeste Bürger, so werdet Ihr selbst mir das Recht geben, dieser Jungfrau, welche das Unglück in Eure Hände geführt hat, unter Versprechung eines Lösegeldes die Freiheit zu erwirken."

„Schau! das klingt vernünftig," — sagte Einer, aber Andere wollten davon nichts wissen und nun erschien auch der ganze Haufe, unter des Plattner's Anführung, welcher ein paar Gefangene, einige erbeutete Pferde, allerdings auch zwei oder drei Verwundete, mitbrachte. Sie gewahrten die Gruppe um die Gefangene, und ein neuer Jubel erschütterte die kaum gefaßte Hoffnung der Jungfrau. Erbebend blickte sie zu dem unbekannten Manne auf, der sich ihrer angenommen hatte, ihre Hand umfaßte seinen Steigbügel krampfhaft, mit der ander zuckte sie nach dem Griffe eines leichten Dolches, den sie mehr zur Zier als zur Wehr an ihrem Gürtel trug, das war nun ihr letzter Hort, durch welchen sie sich mit dem Opfer des eigenen Lebens von jeder drohenden Schmach befreien konnte.

„Was giebt's hier?" rief der Plattner, welcher den Seinigen vorauseilte. „Nichts für ungut, edles Fräulein! Es soll Euch nichts geschehen, aber gefangen seid Ihr halt einmal, macht daher keine Umstände. Dort ist ein Roß für Euch, — Ihr müßt uns schon nach Wien folgen. Dort wird sich Alles finden. — Nun, Herr, was ist mit Euch?"

„Soll ich im Ernst glauben, lieber Meister," sprach der Fremde, welcher sich auf diese Weise angeredet sah, „daß Wiener Bürger auf Wegelagerung ausziehen könnten, die von ihnen selbst doch immer hart genug bestraft worden ist?" Ein heftiges Murren unterbrach ihn, aber der Meister gebot Ruhe und erwiederte dann: „Thun wir auch noch! Das ist keine Wegelagerei, sondern ehrliche Nothwehr. Die Ungarn brechen den Waffenstillstand überall —"

„Das ist nicht wahr!" rief das junge Mädchen heftig.

Der Plattner zuckte die Achseln und ohne ihr zu antworten, fuhr er gegen den Reiter fort: „Wir müssen uns also Geißeln suchen, die haben wir nun, also haltet uns nicht weiter auf, gelahrter Herr, was Ihr doch wohl seid," — er sah dabei noch einmal scharf und forschend zu ihm in die Höhe, da stutzte er, doch ehe er seinem Staunen Worte geben konnte, sagte der Fremde ruhig: „Ihr erkennt mich, Meister. Ich bin's, der bei Euch in die Lehre kommen sollte. Laßt das aber beiseit und sagt mir kurz Eure Meinung, welches Lösegeld Ihr für die Freiheit dieser Dame begehrt."

„Ei!" rief der Meister, nun in einem sehr veränderten Tone. „Das geht nicht so schnell. Wollen uns doch erst ansehen, was wir eingefangen haben. Vorwärts, Kinder! daß sie uns nicht Alles wieder abjagen. Es müssen noch viel mehr in der Gegend sein, wenn der Winzer

uns nicht belogen hat. Ihr da, macht die Nachhut, bleibt zweihundert Schritt ab, horcht fleißig, ob uns Niemand nachsetzt. — Nun, Fräulein, was schaffen's noch? Steigen's dort auf's Rößl, es geschieht Euch nichts zu Leide. Mit Euch, wenn Ihr doch der Martin Maislhelfer seid, der verlorne Sohn, hab' ich weiter nichts zu reden. Ihr werdet das Lösegeld doch nicht für sie bezahlen, also reitet Eurer Wege."

„Verlaßt mich nicht!" bat die Gefangene leise, da sie sich nicht länger sträuben konnte, dem wiederholten Befehle zu gehorchen.

„Mein Weg geht auch nach Wien," sprach Lienhard, denn er war es, den wir hier wieder finden. „Laßt mich in Eurer Gesellschaft ziehen, Meister, wenn Ihr mich auch den verlornen Sohn nennt, was ich nicht verdiene."

Er war abgesprungen und hatte dem Fräulein beim Aufsteigen auf das ihr vorgeführte Pferd Dienste geleistet, welche sie von dem andern Manne, der sie ihr anbot, heftig zurückgewiesen hatte. Sie nahm den Zügel, aber der Bürger faßte ihn auch und leitete das Pferd, welches eins von den erbeuteten, ungarisch gesattelt und gezäumt, war. Lienhard ging an der linken Seite, wo die Gefangene nach Frauenart zur Quere saß; sein eigenes Pferd ließ er am langen Zügel folgen.

Der Haufe zog nun, ohne viel Ordnung zu halten, unter

lustigem Geplauder auf den Rückweg nach Wien, ein kleiner Trupp diente, so weit noch etwas zu befürchten stand, als Vorhut; der Führer aber, welcher nur vom Rücken her einen feindlichen Angriff zur Befreiung der Gefangenen erwartete, hielt sich an die hintersten Reihen, wo er überdem ein Paar gute Freunde und Gevattern hatte, mit denen er nun das zweite Abenteuer, das Alle, gleich ihm, in Erstaunen gesetzt hatte, besprechen mußte. Es war nur keine Zeit zu längerm Aufenthalt gewesen, denn jede Verzögerung konnte verderblich werden, sonst hätte der „verlorne Sohn," wie ihn der Plattner zu allgemeinem Wohlgefallen genannt hatte, gleich Allen Rede stehen müssen, die sich schon neugierig um ihn drängten. Nun aber ging er bei der Gefangenen, welche doch, näher betrachtet, zu vornehm aussah, als daß man just mit ihr umspringen konnte, wie mit einem Dirndl in der Spinnstube. Auch hatte der fremde Mensch selber in seinem ausländisch zugeschnittenen schwarzen Rock, mit dem aufgeschlagenen Hut und dem ernsten Gesicht ein Wesen, das sie ein wenig, sie wußten nicht warum, in Respect hielt. Also besprachen sie nur unter sich ihre Vermuthungen und kümmerten sich nicht darum, daß auch das Paar, welches den Gegenstand derselben bildete, ein leises Gespräch anfing. War doch der Riemer dabei, der das ungarische Pferd der Gefangenen am Zügel führte, das war ein durchtriebener Gesell, dem konnte so

leicht kein Sterbenswörtchen entgehen, das sie mit einander wechselten. Ganz gewiß! Er spitzte die Ohren, als das schöne Mädchen, dessen schlanker Gestalt er zuweilen einen Seitenblick schenkte, sich ein wenig zu dem schwarzgekleideten Fremden, der neben ihr ging, neigte. Jede Silbe konnte er verstehen, so klar und wohlklingend sprach sie.

„Agnosco tuam ergo me amorem!“ begann sie. War das Ungarisch und verstand es der Andere?

Er schien überrascht und gab dann nur eine ziemlich kurze Antwort. Sie aber, zufrieden, daß er die Sprache, welche sie zum Auskunftsmittel gewählt hatte, nur überhaupt verstand, fing nun an, in fließender Rede zu sprechen und es kam dem lauschenden Riemer jetzt vor, als sei es gar Lateinisch. Das war auch der Fall, wie es in Ungarn ja gebräuchlich, der lateinischen Sprache sich zu bedienen, weil so gar viele Stämme mit verschiedenen Sprachen dort zusammen wohnten, die sich sonst gar nicht verstehen würden. Daß vornehmer Frauen Bildung sich oft auch auf das Latein erstreckt, wußte Lienhard sogar von andern Ländern und er bedauerte nur, sich darin nicht gut ausdrücken zu können, wenn er auch die Worte der Ungarin im Allgemeinen verstand, da er in seinem letzten Dienste viel amtlichen Verkehr in lateinischen Schriftstücken hatte pflegen helfen.

„Wenn Du mir helfen willst, daß ich meine Freiheit wieder erlange,“ sagte sie, „kannst Du des reichsten Lohnes

gewiß sein. Der König wird Dir seine Huld schenken, denn ich bin mit ihm verwandt — von Mutterseite her. Mein Vater ist der Graf Serenyi, — er hat mich mit sich in das Feld genommen, — doch das kann ich Dir nicht Alles jetzt erzählen. Wo hinaus geht der Weg nach Korneuburg?"

„Das ist weit," — war seine Antwort. „Unmöglich zu finden."

„Wenn ich nur frei bin!" sagte sie aus voller Brust. „Haben sie Reiter bei sich?"

Das Wort equites in seinem Sinn bezog er anders. Sie fragte wohl, ob ein Ritter unter ihren Feinden sei, bei dem sie sich eine ihres hohen Standes würdige Behandlung sichern könne. Diese Frage mußte er verneinen, er wollte noch hinzusetzen, daß er auf jeden Fall sie bis zur Stadt begleiten und dort Alles aufbieten werde, um ihr Unglück wieder gut zu machen, aber die Worte fehlten ihm. Sie bemerkte das und lächelte schalkhaft zu ihm nieder. In ihrer Lage konnte sie lächeln! Es setzte einen starken Geist oder viel Leichtsinn voraus, — sie ließ ihm aber nicht Zeit, darüber nachzudenken, sondern sagte: „Dir fällt das Latein schwer, doch kann ich nicht anders zu Dir sprechen, da sie uns hören. Nicht wahr, wenn ich hier links am Walde immer an den Bergen hin reite, dann komme ich zur Donau?"

„Gewiß! Aber —“

„Hilf mir!“ flüsterte sie mit einer innigen Bitte. „Willst Du?“

„Wie kann ich das?“ entgegnete er, von ihrem flehenden Blicke, der sein Auge suchte, verwirrt.

„Löse die Hand, die meines Pferdes Zügel hält. — Du kannst es! Ein Ruf, ein leichter Schlag und er giebt mich frei, — ich bitte Dich, mein einziger Freund, ich will Dir's ewig danken, Du sollst mich wieder sehen, von mir hören! Nimm meinen Dolch!“

Er begriff wohl, was sie meinte, aber er konnte den Sinn ihrer Bitte nicht verstehen. Was half es ihr, wenn auch der Mann, welcher auf der andern Seite den Zügel ihres Pferdes führte, diesen fallen ließ, konnte sie im Ernst daran denken, zu entfliehen? In unbekannter Gegend, unter einer Bevölkerung, welche durch die Gewaltthaten der Ungarn auf's Aeußerste erbittert war, konnte sie hoffen, zu entrinnen, wieder zu den Ihrigen zu kommen? Sie hatte selbst Kornneuburg genannt, das aber lag vier Meilen entfernt und jenseit des breiten Stromes, über welchen dort keine Brücke führte! Sein Zögern mit der Antwort, die Bewegung, die sich in dem Blicke malte, mit welchem er dem ihrigen begegnete, schrieb sie einer anderen Ursache zu: er hatte sie nicht verstanden und fand die Worte nicht, die er suchte. Sie fragte noch einmal: ob er ihr helfen

wolle? und in demselben Moment stieß der Führer ihres Rosses einen dumpfen Fluch aus, das Pferd sprang, es war frei! Ein letzter Blick traf Lienhard, voll Glut und Innigkeit des Dankes, dann jagte sie, des Zügels Meisterin, den sie nicht eine Secunde aus ihrer Hand gelassen hatte, am Rande des Waldes in pfeilschneller Flucht dahin. Ein wildjauchzendes Eljen! der ungarischen Gefangenen, die sich nicht gleich ihr befreien konnten, begleitete sie — „schießt! schießt!" schrieen die Bürger, als sie von der ersten Ueberraschung sich schnell genug wieder gefaßt hatten, aber ehe die Bolzen auf die Armbrüste gelegt waren, befand sich das schöne Wild außer Tragweite der Geschosse; ein Feuergewehr hatte keiner, diese waren selbst unter dem Kriegsvolke noch kaum zum zehnten Theile verbreitet, und wenn auch einer der Bürger eine so kostbare Waffe besaß, so hatte er sie nicht mit auf diesen gefährlichen Streifzug genommen. Reiter, welche der Fliehenden hätten nachsetzen können, befanden sich eben so wenig bei dem Haufen, es würde sie aber auch wohl keiner eingeholt haben, am wenigsten auf einem Landpferde, da sie auf ihrem ungarischen Renner gleich einen bedeutenden Vorsprung hatte, ehe man zur Besinnung kam; der Plattner, der Entschlossenste von Allen wiederum, gab daher seinen Vorsatz, sich auf ein anderes der Beutepferde zu werfen, auf und stillte nur den wüthend ausgebrochenen Hader gegen den armen Riemer, auf welchen

Alles einschrie, so daß er gar nicht zu Worte kommen konnte. Die gewaltige Stimme des Führers schaffte endlich Ruhe und der hart gescholtene Mann vermochte sich zu vertheidigen. Das Pferd der Gefangenen, das er kurz am Zügel geführt hatte, während auch die Reiterin den Zaum in der Hand behalten, war ein bösartiges Thier gewesen, das schon mehrmals nach ihm geschnappt oder mit dem Vorderfuß tückisch in die Luft geschlagen hatte; er war also, den Zügel noch kürzer fassend, näher an dessen Brust gegangen, daß es ihn nicht treffen konnte und dabei mußte er es versehen haben, daß es ihn im Ausschreiten auf den Fuß trat. Wie es dann gekommen, daß er den Zügel losgelassen hatte, ob aus Schmerz oder Schreck, oder weil er ihm aus der Hand gerissen worden, das wußte er nicht. Geschehen war es einmal: wer's besser gemacht hätte, warum war der nicht gleich bei der Hand gewesen? Vergnügen hätte es ihm nicht gemacht, die heimtückische Mähre zu führen und das Gerede mit anzuhören, von dem er nicht ein Wort verstanden, statt daß er hätte mit den Andern ruhig schlendern und plaudern können. Nun sollten sie ihn in Ruhe lassen.

Von diesem heftigen Auftritt, bei welchem natürlich der ganze Marsch in's Stocken kam, war Lienhard ein stummer Zeuge gewesen. Er hätte sich wohl entfernen können, denn er hatte jetzt nichts mehr hier zu schaffen, aber

er wollte den Schein nicht auf sich laden, als stehe er mit der Gefangenen in einem besondern Einverständniß. So lange sein Auge sie verfolgen konnte, wie sie längs der Berge in ihrem ungezügelten Lauf bald verschwand, bald wieder sichtbar war, blickte er ihr unverwandt nach, dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder auf das, was unmittelbar neben ihm vorging und auf die schreiende Entschuldigung des Riemers, aus welcher er erst entnahm, wie der heiße Wunsch der Gefangenen, zu dessen Erfüllung er die Hand bieten sollte, durch einen Zufall verwirklicht worden war. Er stieg, während der Riemer noch, ohne sich unterbrechen zu lassen, immer lauter seine Vertheidigung führte, wieder zu Pferde, und als er nur einen Moment fand, in welchem er sich vernehmlich machen konnte, rief er: „Ihr Leute, wollt Ihr Euch denn aber mit Gewalt in's Verderben stürzen?"

Sie sahen Alle betroffen zu ihm auf. — „Glaubt Ihr denn," fuhr er fort, „daß, wenn auch nur ein einziges Geschwader von feindlichen Reitern in der Nähe ist, es Euch nicht verfolgen wird? Ich bin nicht dabei gewesen, als Ihr das Fräulein gefangen habt, und weiß also auch nicht, wie es dabei zugegangen ist, aber ich kann nicht glauben, daß eine junge Dame von so vornehmen Geschlecht in geringer Begleitung fast bis in die Nähe von Wien gekommen sein wird. Wenn Ihr also auch ihre Begleiter zer-

streut oder erschlagen habt, so müssen noch größere Haufen in der Nähe sein und diese werden von den Versprengten aufgesucht werden. Wollt Ihr Euch einer furchtbaren Rache Preis geben?"

„Er hat Recht!" schrieen Viele — und der Plattner, dessen Meinung ganz dieselbe war und nur die Sorglosigkeit seiner Genossen nicht zu größerer Eile hatte bewegen können, rief ihm zu: „Ganz recht, Martin Maislhelfer! Vorwärts!" Alles drängte nun zu größerer Eile und wenn im weitern Vorschreiten eins der Beutepferde einmal schnaubte, erschracken viele und glaubten die schonungslosen Husaren schon auf ihren Fersen. Es zeigte sich aber, daß die Warnung eine wohlbegründete gewesen war, denn als der Haufe, welchem jetzt in der Ebene seine Nachhut ziemlich dicht aufgerückt folgte, kaum die Brücke über den Bach, der hinter Baumgarten in die Wien fällt, passirt hatte, wurden am Waldrande, in der Entfernung einer Viertelmeile dahinter, einige Reiter durch Waffenblitze bemerklich. Der Marsch beschleunigte sich dadurch so, daß der Plattner alle Mühe hatte, seine Leute zusammenzuhalten und ihnen begreiflich zu machen, wie eine übergroße Eile, die ein Zeichen von Furcht sei, den Feind eher zu einem Angriff reizen könne, dagegen eine feste Zugordnung in aller Ruhe ihn von der Verfolgung abhalten werde. Obgleich nun weder die Ruhe, noch eine

feste Ordnung herzustellen war, schien dem Feinde doch die Verfolgung in die stark bevölkerte Gegend, die sich nun vor ihm ausbreitete, nicht rathsam zu sein: es konnten leicht die Sturmglocken in allen Dörfern gezogen und ihm so der Rückzug in die schützenden Berge abgeschnitten werden, wenn er sich zu weit in die Ebene vorwagte. Man sah nichts mehr von ihm und Lienhard glaubte daraus abnehmen zu können, daß die kühne Reiterin, welche ihre Gelegenheit zur Flucht mit so viel Geistesgegenwart wahrgenommen hatte, glücklich wieder zu den Ihrigen gelangt sei. Er wünschte ihr das von Herzen und fragte sich nur, wie ein so schönes und zartes Wesen mit in den Krieg ziehen könne. Aber der Vater, wie sie selbst gesagt, hatte sie mitgenommen und sie hatte wohl keine Vorstellung gehabt, welche furchtbaren Bilder der Krieg in seinem Gefolge hat, sie war wohl nur mit Scenen voll ritterlicher, glänzender Thaten erfüllt gewesen, hatte den Krieg wie ein Turnier im Großen betrachtet. Wußte er doch aus Erzählungen, daß vor zehn Jahren, als König Matthias mit dem Könige von Böhmen, Georg Podiebrad, Krieg geführt, vor Breslau, wo beide Heere sich gegenüber gestanden, Bühnen aufgerichtet worden waren, von denen die Frauen und Mädchen den täglich vorfallenden Ritterkämpfen und Scharmützeln zusahen; oft hatten diese unter den rauschenden Klängen der Musik, welche droben aufge-

stellt war, Statt gefunden, dann war dem blutigen Ernst ein heiterer Tanz gefolgt, an welchem auch die polnischen und böhmischen Herren, also die Feinde, Theil genommen, bis der Morgen sie wieder gegenseitig zu den Waffen rief. Lienhard hatte in Flandern, wo man ihm viel Rühmens von der Courtoisie im englisch-französischen Kriege, dessen Gedächtniß noch nicht erloschen war, machte, immer diese Kunde jüngster Zeit aus dem Slavenlande entgegengesetzt, und sie fiel ihm heut von Neuem ein zur Entschuldigung der schönen Tochter des Grafen Serenyi.

Fünftes Capitel.

Heimkehr.

Der Einzug des Häufleins von bewaffneten Bürgern, mit einigen Gefangenen und Beutepferden, erregte in Wien nicht geringes Aufsehen. In den Gassen, durch welche der Zug bis nach dem Rathhaus ging, lief Alles herzu und leicht entzündlich, wie die Menge ist, begrüßte überall Zuruf und Jubel die Heimkehrenden. Es war die Rede davon gewesen, zu verschiedenen Thoren, wie man ausgezogen war, auch wiederum einzuziehen, aber der Führer hatte davon nichts hören wollen.

„Unsere hochedlen Herren vom Rath sollen ein wenig aus ihrer Ruhe aufgestört werden,“ sagte er. „Sie schlafen, statt zu handeln. Nun müssen sie d'ran.“

Natürlich war zu der Stunde des Tages von den Vätern der Stadt keiner mehr auf dem Rathhause, und es währte lange, ehe der ausgeschickte Bote den Bürgermeister Ibermann finden konnte, welchem der Plattner die Gefangenen zustellen und von dem Grunde seines eigenmächtigen Auszuges, für welchen er zur Strafe zu ziehen war, Rechenschaft geben wollte. Das wartete Lienhard nicht ab, er gehörte nicht zu dem Haufen; was noch verhandelt werden sollte, ging ihn nichts an. Er hatte noch unterwegs mit dem Meister, welcher einst sein Lehrmeister hatte werden sollen, vielfache Rücksprache genommen, und dessen vorgefaßte Meinung einigermaßen zu seinen Gunsten gewendet; er hatte von ihm gehört, daß seine Großeltern noch rüstig und gesund seien und seine Schwester Magdalena wie eine Rose blühe — wobei der Meister sein besonderes Wohlgefallen an ihr gar nicht verhehlt, — dann aber war Lienhard auch durch ihn, der ein sehr gesundes Urtheil hatte, von den Zuständen in der Stadt, seit der Kaiser seine Residenz anderwärts aufgeschlagen, unterrichtet worden, und Beide trennten sich dann, als Lienhard seinen eignen Weg nahm, mit kräftigem Händedrucke. Lächeln mußte dieser nachher, weil er sich dachte, wie er sonst dabei ausgesehen

haben würde, wenn sich ein ehrbarer Handwerksmann unverblümt als sein künftiger Schwager vorgestellt hätte. Was ihn einst zu unerträglichem Zorn gereizt haben möchte, das erregte jetzt nur sein Lächeln, aber es lag doch immer in diesem Lächeln eine gewisse Wehmuth, nicht um den verlornen Glanz, sondern um ein anderes verlorenes Glück! Männlich entschlug er sich bald der Gedanken, die nur seine Geisteskraft lähmen konnten; er hatte diese Geisteskraft noch so nöthig, um sich weiter seinen Weg durch die Welt zu bahnen. Sein Weg führte ihn heut wieder nach dem Schottenkloster, wo er vormals eine liebreiche Aufnahme gefunden hatte, hier wollte er um ein Nachtlager bitten und erst am andern Morgen zu seinen Großeltern gehen. Es war ihm ganz lieb, daß der alte strenge Großvater schon vorher durch seinen frühern Gesellen Nachricht von ihm erhielt und dabei gleich erfuhr, daß er nicht als der „verlorne Sohn", wie er genannt worden war, heimkehre. Der Plattner hatte ihm unterwegs gar nicht verhehlt, daß der Großvater gar nicht anders von ihm spreche und oftmals geäußert habe: kommt er mir wieder, ein Kalb werde ich seinetwegen nicht, wie der Vater im Evangelio, schlachten lassen. Hat er Trebern in der Fremde gespeist, so hat er's nicht besser haben wollen, meine Schuld ist es nicht. Dann sei immer ein Streit mit der Großmutter entstanden, die sich des Entfernten angenommen habe, auch

die Leni sei tapfer dabei gewesen, bis der Alte mit einem Schlage auf den Tisch sie zur Ruhe gebracht habe und brummend fortgegangen sei. Die Leni habe ihm, dem Plattner, aber gesagt, dann sei er gar nicht bös und er fange auch selbst immer wieder an, von ihrem Bruder zu reden; daher könne er ihm wohl am andern Morgen — wenn der Großvater sich erst die Nachricht gehörig beschlafen habe, die er ihm gleich bringen wolle, sobald er vom Rathhaus abgefertigt sei, — getrost unter die Augen treten. — Lienhard fand auch bei den frommen Vätern im Schottenkloster viel andern Stoff zum Nachdenken, als daß er sich viel mit seinen eigenen Angelegenheiten hätte beschäftigen können. Die Geistlichkeit von Oesterreich, den ehrwürdigen Erzbischof von Wien an der Spitze, war dem Kaiser in unverbrüchlicher Treue zugethan und beschämte dadurch den Adel, von welchem sich Viele, wie schon bei dem vorigen Kriege, hatten bewegen lassen, dem fremden Könige, der seine Herrschaft immer weiter ausdehnte, die geforderte Unterwerfung zu leisten. Entschuldigung mochten sie darin haben, daß sie sich zu ohnmächtig fühlten, der Gewalt Widerstand entgegen zu setzen, und nicht aus ihren Besitzungen vertrieben in's Elend wandern wollten. Aber es gab auch Manchen, der gar bereitwillig, ohne erst eine Nöthigung abzuwarten, zu dem Ungarkönig übergetreten war, um seiner Gnaden, die er mit unerschöpf-

lichem Füllhorn spendete, vor den Andern theilhaftig zu werden und der kluge Abt des Schottenklosters hätte seinem Gaste, mit welchem er bis spät in die Nacht hinein diese Angelegenheiten besprach, mehr als einen Namen nennen können, der ihn in Verwunderung gesetzt haben würde. Aber er wußte wohl, daß er ihn dadurch verletzt hätte und ließ sich nicht auf Namen ein. Die Ueberzeugung gewann Lienhard, daß der Einfluß der Geistlichkeit für die Sache des angestammten Herrscherhauses mit aller Kraft geltend gemacht werde, daß in Wien der beste Geist herrsche und die Bürgerschaft zu hartnäckiger Vertheidigung entschlossen sei. Zu dem heutigen Abenteuer, das er dem Abte erzählte, schüttelte dieser mißbilligend den Kopf: er nannte es ein ungerechtes Spiel mit bestehenden Verträgen, das nur zu vermehrter Erbitterung und Grausamkeit führen könne. Der Name Serenyi war ihm fremd; er äußerte sich streng über die Amazone, welche das stille Kämmerlein, wohin ein ehrbares und züchtiges Mädchen gehöre, mit dem wilden Feldlager und dem blutigen Kampfe vertauscht habe. Als Lienhard sich der gescholtenen Ungarin annahm und ihr Wesen ganz anders, als das einer Amazone schilderte, warnte ihn der Abt, sich nicht durch äußern Liebreiz bestricken zu lassen. Lienhard erröthete und sagte ernsthaft: „Hochwürdiger Herr, ich glaube gegen dergleichen gefeit zu sein.“ Der Abt wünschte ihm das.

Am andern Morgen ziemlich früh ging Lienhard nach dem Hause seiner Großeltern. Es lag ein tiefer Herbstnebel in den Straßen, daß man kaum drei Schritt weit vor sich sehen konnte. So bemerkte auch der alte Meister Ringhamer, der unter seine Hausthüre getreten war, um ebenfalls einen Gang zu unternehmen, den Nahenden nicht eher, als bis er dicht vor ihm stand und dann auch erkannte er ihn noch nicht.

„Großvater!" sagte Lienhard mit liebevollem Tone.

„Was?!" schrie der Alte auf. „Du bist's? Kommt der verlorne Sohn endlich heim? Nichts da! Für den Landläufer ist mein ehrlich Haus verschlossen, ich habe kein Purpurkleid und keinen Ring für ihn; ist's ihm schlecht gegangen, mag er selber zusehen, wie's thut. Ich kann ihm nicht aus dem Elend helfen!"

„Aber Großvater, hat Euch denn Meister Brand nicht gesagt —"

„Mir? Meister Brand? Was ist mit Meister Brand?" fuhr der Großvater auf.

„Ist er denn nicht bei Euch gewesen, hat Euch erzählt, daß wir gestern zusammen getroffen sind, hat Euch meine Grüße gebracht und gesagt, wie es mit mir steht?"

„Bist nicht richtig im Kopf! Sie haben ihn eingesperrt, — ich will eben zum Viertelsmeister gehen —"

Ein lauter Freudenruf von weiblicher Stimme unter-

brach die weitere Erklärung: die Großmutter hatte das Gespräch gehört und war herbeigekommen, zu sehen, mit wem der Meister rede und erkannte sofort den Enkel, den sie willkommen hieß. „Kommt doch herein!“ rief sie. „Was werdet Ihr denn vor der Thüre stehen? Der Viertelsmeister kann warten und der arme Hans kommt darum doch nicht los, wenn Du auch gleich hinläufst. Nun, Junge, wie schaust Du aus? Hast ja ein Kleid an, wie'n Seckelmeister!“ —

„Wollt Ihr mir auf ein Paar Tage gestatten, bei Euch zu wohnen?“ fragte Lienhard den Großvater bescheiden.

„Ein Paar Tage! Wieder ausziehen und garten? Komm herein, Martin, — wenn Du aber einmal da bist, so geht das nicht so, wie Du denkst. Ich bin mit Ehren alt geworden und will Deinetwegen keine üble Nachrede haben.“ Er kehrte mit diesen Worten um und winkte dem Enkel, ihm in das Haus zu folgen.

Hier mußte er, von der Großmutter genöthigt, Hut und Schwert ablegen und sich zu dem Großvater setzen; unterdessen kam auch Leni herbei, noch hübscher geworden, seit Lienhard sie nicht gesehen, und wahrhaft zu einer Rose aufgeblüht, wie der Plattner gestern von ihr gesagt hatte. Sie begrüßte den Bruder mit ungeheuchelter Freude, aber ihre Augen waren verweint. Lienhard bemerkte es wohl, ver-

mied aber aus Schonung, sie nach der Ursache zu fragen, da er sie errathen konnte. Denn als er, noch ehe er den Großeltern seine eigenen Schicksale erzählt hatte, nach der Aeußerung forschte, die ihm aufgefallen war: daß nämlich Meister Brand eingesperrt worden sei, traten gleich wieder die hellen Thränen in Leni's braune Augen und Lienhard sah wohl, daß die Zuneigung, welche er gestern schon bemerkt hatte, eine gegenseitige war.

Der Großvater gab sogleich Bescheid. Bürgermeister und Rath waren über den eigenmächtigen Auszug eines Haufens von Bürgern sehr ungehalten gewesen und hatten den Anstifter und Anführer desselben, Meister Hans Brand, sofort in Haft verstrickt. Dort saß er noch und hatte darum den Auftrag, welchen ihm Lienhard gegeben hatte, nicht bestellen können. Ueber die That selbst war Meister Ringhamer derselben Ansicht, welche Lienhard schon gestern von dem hochwürdigen Abte vernommen hatte und alle ältern und ruhiger denkenden Bürger theilen mochten, aber der Alte hatte doch für seinen künftigen Eidam ein gutes Wort einlegen wollen, daß man ihn wenigstens auf Bürgschaft frei ließ, bis über sein Vornehmen ein Spruch gefällt würde. Das erklärte er seinem Enkel, meinte aber nun auch, daß es damit keine Eile habe und es dem hitzigen Blute ganz gut sei, wenn es sich in einem festen Gewahrsam etwas abkühle. Er fragte nun, da er sich den „Martin“ etwas

näher angeschaut und sein ehrbares Aussehen ihn zufrieden gestellt hatte, von wannen er komme und wie es ihm zeithero in der Fremde ergangen sei.

Lienhard gab zuerst seine jetzige Stellung an, daß er das Glück gehabt, in den Dienst des Erzherzogs Maximilian zu kommen und konnte, obgleich der Großvater der lauten Freude und Verwunderung seiner Frau und Enkelin wehrte, doch wahrnehmen, daß auch dem Greise dies Glück nicht gleichgültig sei. Aber der Sonnenschein auf seinen harten Zügen verschwand gleich wieder und er sagte: „Verdient hast Du es nicht, daß es Dir in der Fremde so gut ergangen ist! Du hättest erst sollen Gott den Herrn erkennen lernen!"

Da begann Lienhard von Anfang an und ausführlicher zu erzählen, als er es zu Innsbruck seiner erlauchten Zuhörerin gethan hatte. Hier war er überzeugt, daß auch das Kleinste mit Antheil vernommen werde und so gab er denn in genauester Schilderung, was er dort nur in das kurze Wort zusammengefaßt hatte, daß es ihm zuweilen recht schlecht ergangen sei. Die Frauen unterbrachen seine Erzählung oft mit den Ausrufungen des herzlichsten Mitleids; der strenge Ausdruck in dem Gesichte des Großvaters milderte sich, aber es war doch eine gewisse Genugthuung darin zu lesen.

„Wärst Du daheim geblieben im Lande, wie ich es

gewollt habe!“ sagte er denn auch einmal dazwischen und schien ganz vergessen zu haben, daß all' dies Ungemach endlich aufgewogen worden war. Als Lienhard dann zu bessern Tagen kam und schließlich seine jetzige Lage schilderte, warfen die Frauen helle Blicke auf den Großvater, der war ganz still und nachdenklich geworden.

„Das ist halt recht schön!“ sagte er dann. „Aber wird es Bestand haben? Wenn der Fürst Deiner nicht mehr braucht oder Einer verschwärzt Dich oder Du gefällst ihm nicht mehr, — dann ist Alles mit einem Mal aus.“

„Ihr kennt wohl meinen edlen Fürsten nicht, Großvater,“ erwiederte Lienhard.

„Gut! Oder er stirbt? Kann er nicht auch einmal plötzlich abgerufen werden, wie seine junge Gemahlin? Herrendienst ist immer ein unsicheres Brod, das Handwerk aber hat einen goldenen Boden.“

Er ließ sich durch Alles, was ihm dagegen in geziemender Weise gesagt wurde, nicht von seiner Meinung abbringen und fragte nun weiter, was Lienhard, wenn er doch als Schreiber bei dem Erzherzog angestellt sei, hier zu schaffen habe. Lienhard konnte sich darüber nun im Allgemeinen auslassen, wußte aber doch, was er zurück hielt, so geschickt zu umgehen, daß er den Großvater nicht von Neuem reizte. Dieser sprach sich nun über die allgemeinen Zustände in der Stadt, Angesichts der unabwendbaren Be-

lagerung, aus und Lienhard vernahm hier ungesucht manchen wichtigen Aufschluß, der aus dem gesundesten Urtheil hervor ging und ihm von Nutzen sein konnte. Er bat dann, wenn der Gang zu dem Rathsherrn für den verhafteten Meister Brand noch ausgeführt werde, ihn begleiten zu dürfen, da er als Augenzeuge, wenigstens der letzten Auftritte bei dem Streifzuge, zu welchem ihn der Zufall geführt habe, vielleicht etwas zu Gunsten der Sache aussagen könne.

Alle waren von dieser neuen Mittheilung ganz überrascht und selbst der Alte drängte ihn eifrig, die ganze Dummheit, wie er das Unternehmen Brand's nannte, zu erzählen. Hans Brand hatte es seinem ehemaligen Meister vorher sorgfältig verschwiegen, weil er von ihm den heftigsten Widerspruch, wo nicht gar einen Bruch mit ihm befürchtet hatte. Lienhard konnte von den Vorgängen, ehe er selbst dazu gekommen war, nur berichten, was er auf dem Heimwege gehört hatte, es war aber der Wahrheit ganz treu geblieben. Ihn hatte der Zufall, da er von Burkersdorf kommend, ein wenig von der Straße abgewichen war, um Erkundigungen über die Streifparteien der Ungarn einzuziehen, gerade in dem Moment, wo das junge Mädchen gefangen worden war, hinzugeführt und von da an konnte er genauer erzählen, was bei seinen Zuhörern das höchste Interesse erregte.

Als er geendigt und auch den Namen des Fräuleins genannt hatte, sagte der Großvater: „Die ist gescheiter gewesen, als Alle mit einander. Wir können Gott danken, daß sie nicht eingebracht worden ist. Was hätten sie in Wien mit ihr anfangen wollen? Die Gräfin Serenyi auch einsperren bis auf Lösegeld? Was hat doch der liebe Gott für Dummheit in der Welt gut zu machen!"

„Ja, und er thut's auch, Vater," versetzte die Frau, „und hat immer Geduld mit seinen Menschenkindern — und auf der Welt hat doch manch' Einer kein bissel Geduld, wenn's nicht immer nach seinem Kopf geht!"

Der Meister verstand die Nutzanwendung wohl, ließ sich aber nicht darauf ein, sondern machte sich nun auf, seinen Vorsatz auszuführen und Lienhard begleitete ihn. Er fand aber kein rechtes Gehör, denn von Außen waren heut wieder neue unheilsvolle Nachrichten eingelaufen. Schiffe, welche Nahrungsmittel nach Wien führen sollten, waren von den Ungarn angehalten worden; man konnte das freilich nicht als einen Bruch des Waffenstillstandes ansehen, denn es waren keine Wiener Schiffe gewesen, aber es regte doch die Gemüther heftig auf, denn man sah daraus, daß der König ihnen alle Hoffnung abschneiden wollte, sich nach Ablauf der Frist seiner Herrschaft noch länger zu entziehen. Hatte er sich einmal der Donau bemächtigt, so, daß er sie sperren konnte, so stand es übel mit der weitern Zufuhr,

die man während der Waffenruhe unablässig betrieben hatte, denn zu Lande war sie durch die Reiterei der Magyaren, welche alle Straßen beunruhigte, fast abgeschnitten. In dieser Aufregung wurde es Meister Ringhamer nicht möglich, seiner Fürsprache und Bürgschaft, wie schwer sie auch sonst wiegen mochte, ein rechtes Gehör zu verschaffen, selbst der Bürgermeister, Johannes Ibermann, an den er sich wandte, schien eher dadurch erzürnt zu werden.

„Wenn Jeder auf eigene Hand thun will, was ihm gut dünkt und Friedensbruch nicht mehr gestraft wird, muß es übel um gemeiner Stadt Bestes stehen!" rief er ungeduldig. „Laßt mich deshalb in Ruh', Meister, ich habe jetzt den Kopf voll und weiß nicht, wo zuerst anfangen.

Meister Ringhamer, zu starrsinnig, um zu bitten, wollte sich darauf trotzig entfernen. Lienhard aber sagte mit ruhiger, von aller Anmaßung entfernter Haltung zu dem Stadtoberhaupte, das nicht weiter Rede stehen wollte: „In Zeiten der Noth, gestrenger Herr Bürgermeister, sind Männer, die auf eigene Hand ein kühnes Unternehmen wagen, nicht immer zu verachten!"

„Wer ist der junge Mann?" fragte der Bürgermeister, von dieser Bemerkung gegen seine Autorität überrascht."

„Mein Enkel, Herr! Kommt aus den Niederlanden von Seiner Durchlauchtigkeit, unserm gnädigen Erzherzog Max."

„Als Abgesandter?“ — fragte Herr Ibermann und sein Ton war merklich verändert.

„Ausgesandt wenigstens, um mich, neben andern Aufträgen, mit eigenen Augen von den Wehranstalten Wiens zu überzeugen. Legt aber meiner Sendung keine besondere Wichtigkeit bei, Herr Bürgermeister. Ich bin nichts als ein Bote, dem der Fürst gelegentlich auch eingeschärft hat, sich umzusehen. Was ich mir zu bemerken erlaubte, geschah nur im Eifer für die gute Sache.“

„Das nehme ich auch immer gern an, lieber Herr,“ erwiederte Ibermann. „Niemand weiß entschlossene und kühne Männer besser zu schätzen, als ich und wir werden sie brauchen. Den Meister Brand kenne ich ja und weiß, daß er ein wackerer und ehrenfester Bürger ist. Aber es darf ihm nicht ungestraft hingehen, daß er diesen Gewaltstreich unternommen hat. Ich weiß wohl, die Feinde haben es auch gethan — und bei jedwedem Contract hebt einseitige Verletzung denselben auf und entbindet auch den andern Theil seiner Verpflichtung. Aber uns ist doch nicht etwa daran gelegen, den Waffenstillstand aufgehoben zu sehen, uns ist es ja werth und wichtig, daß er bis zur letzten Stunde aufrecht erhalten werde. Trieben einzelne feindliche Rotten ein frevelhaftes Spiel damit, so war es unsere Sache, durch Abgeordnete darüber Beschwerde zu führen beim Könige, oder einem der obern Feldhauptleute,

die es weder gut heißen, noch gar etwas davon wissen mögen. Das war auch schon längst meine Absicht und wenn es noch nicht ausgeführt worden ist, so wißt Ihr, lieber Herr, der mit Negotien umzugehen versteht, daß dergleichen wohl vorher überlegt und angestellt sein will. Nun verdirbt mir dieser unvorhergesehene Fall plötzlich mein ganzes Concept, und wir sehen schon die Folgen. Ohne die Gewalt, welche selbst an einem edlen Fräulein aus vornehmen ungarischem Geschlecht verübt worden, hätte wahrscheinlich die Wegnahme der Schiffe, die uns das liebe tägliche Brot nach Wien für die Dauer der Belagerung bringen sollten, nicht stattgefunden."

Lienhard hatte die lange Auseinandersetzung, die er nur seiner halbeingestandenen Mission verdankte, schweigend, wie es sich dem ältern und angesehenen Manne gegenüber geziemte, angehört, jetzt nahm er das Wort: „Es kann Euer Gestrengen Niemand hindern, noch jetzt die Abgeordneten, von denen Ihr spracht, in das feindliche Hauptlager zu senden. Grade jetzt, wo Ihr die Erklärung geben könnt, daß der Handstreich, zu welchem die unaufhörlichen Neckereien und Vertragsverletzungen einzelner ungarischer Streiftrupps ein Häuflein Bürger gereizt, ohne Euer Vorwissen geschehen sei und von Euch ernstlich gemißbilligt und bestraft werde. Letzteres kann auch geschehen — und mein Großvater ist keineswegs der Meinung, daß Meister

Hans die Strafe, so Ihr über ihn zu verhängen gedenkt, erlassen werde, nur wünscht er, daß Ihr für ihn seine Bürgschaft annehmet und darauf hin den Meister bis zu Austrag der Sache seiner Haft erledigt. — Ferner," setzte er schnell hinzu, als der Großvater sich zum Reden anschickte und dadurch vielleicht Alles wieder verderben konnte, „ferner haben Euer Gestrengen wohl auch bedacht, daß die Wegnahme der Schiffe nicht eine Folge der gestrigen unbedachten Unternehmung sein kann, da sie schon —"

„Freilich, freilich!" unterbrach ihn der Bürgermeister. „Die Sache ist schon vor drei Tagen geschehen, ich meinte das auch nicht buchstäblich, sondern implicite, versteht mich. Auf die Bürgschaft eines so achtbaren Bürgers und Meisters, als Meister Ringhamer ist" — er reichte dem Alten die Hand — „könnte wohl auch ein Missethäter seiner Haft entlassen werden, geschweige denn unser nur etwas heißköpfiger Meister Brand. Er wird leider bald Gelegenheit genug haben, seinem Muthe Genüge zu leisten, — leider sage ich, in Bezug auf gemeiner Stadt Bestes, für das wohl zu wünschen wäre, es sei immer und ewiglich Friede zwischen dem Kaiser und seinem unserer Stadt Wien so nahe sitzenden Nachbar. Was die Gesandtschaft betrifft in das feindliche Hauptlager, lieber Herr, so habt Ihr damit nur unsere Meinung ausgesprochen. Wir werden sie sobald als möglich in's Werk richten."

„Sobald als möglich, das ist sehr nöthig, gestrenger Herr Bürgermeister,“ sprach Lienhard. „Ihr habt mit diesem Wort Alles gesagt. Jede Stunde Aufschub könnte gefährlich sein. — Die gefangenen Ungarn und die Beutepferde, welche eingebracht worden sind, werdet Ihr natürlich ohne Lösegeld zurückstellen.“

„Natürlich!“ wiederholte Herr Ibermann mit einem tiefen Seufzer.

„Erlaubt Ihr,“ setzte Lienhard unbefangen hinzu, „so schließe ich mich Euren Abgeordneten an.“

„Ihr?! Ihr wolltet das?“ rief der Bürgermeister erstaunt, da er sich im Geist schon mit dem Gedanken beunruhigt hatte, daß er unter den Rathsherren, die er etwa zu der Gesandtschaft erwählen könne, viel Abneigung gegen eine so gefährliche Wanderung in die Höhle des Löwen finden werde.

„Ja,“ erwiederte Lienhard. „Ich bin durch Zufall ein Augenzeuge der Gefangennehmung der Gräfin Serenyi gewesen, habe ihr dabei meine Theilnahme bewiesen, die sie freundlich aufgenommen hat, — vielleicht kann ich durch meine Aussagen und wie sich sonst Gelegenheit bietet, für den Zweck Eurer Gesandtschaft einige Dienste leisten, dafern Ihr mir erlaubt, daran Theil zu nehmen.“

„O mit Freuden, lieber Herr, mit Freuden!“ rief Ibermann. „Warum sollten wir nicht die guten Dienste

annehmen, welche Ihr Eurer Vaterstadt leisten wollt! Ihr seid doch ein geborner Wiener?"

Lienhard bejahte das und nannte auch seinen Namen. Darauf umarmte ihn der Bürgermeister und entließ ihn mit dem Versprechen, noch heut, so bald die Abgeordneten ausgewählt und reisefertig sein würden, ihm Bescheid zugehen zu lassen, Meister Brand aber sofort unter Handgelöbniß, daß er sich nicht entfernen und dem über ihn zu verhängenden Spruche entziehen werde, aus dem Thurm zu befreien.

Schweigend ging der alte Meister neben seinem Enkel her, als Beide nach Hause zurückkehrten. Lienhard unterbrach dies Schweigen nicht, obgleich es ihm ein Zeichen schien, daß der Großvater nicht ganz mit ihm zufrieden war. Darin täuschte er sich auch nicht und er konnte es aus dem Tone heraus hören, mit welchem der Alte endlich, da er schon die Hand an die Thürklinke seines Hauses gelegt, sagte: „Du hast wie ein Buch gesprochen, Martin."

„Hab' ich etwas Unrechtes gesagt, Großvater?" entgegnete der Enkel.

„Etwas Unrechtes schon nicht. Aber wälsche Kunst! Krumm herum, auf die schwache Seite."

„Ist das ein Unrecht, Großvater, die Schwächen Anderer zu schonen?"

„Schonen!" rief Meister Ringhamer und stieß heftig mit dem Stocke auf die Erde. „Komm' mir nicht mit dem

weibischen Wort! Schonen! Am Ende schont man auch sich selber, seine Knochen, seine Kräfte, und es kommt nichts Rechts in der Welt mehr zu Stande! Thue Jeder seine Sach', wie's sein muß, dann braucht's keine Schonung. Es bleibt noch genug übrig, das uns der liebe Gott zu verzeihen hat."

Sechstes Capitel.

Die Magyaren.

Im Lager der Ungarn, das bei Kornneuburg aufgeschlagen war, konnte die Hauptmacht nicht mehr gefunden werden. Diese hatte sich Wien von der andern Seite genähert, offenbar in der Absicht, auch hier die Donau zu sperren, die Stadt rings einzuschließen, von aller Verbindung abzuschneiden und so zur Ergebung zu nöthigen. Kornneuburg hatte sich vertheidigt, bis im eigentlichsten Sinne alles Eßbare aufgezehrt war, bis auf die Pferde und Katzen. Von Wien war bei dem streitbaren Geiste seiner Bürgerschaft ein Gleiches zu erwarten, König Matthias wollte aber die Stadt, die er auf immer mit seinem Reiche zu verbinden trachtete, möglichst geschont in seine

Hände bringen, es kam also darauf an, den Ueberfluß, der noch in ihr herrschte, möglichst bald in Mangel zu verwandeln. Er hatte sich daher in Person zu dem südlichen größern Heerhaufen begeben und die Abgeordneten von Wien fanden ihn nicht mehr, als sie im Lager erschienen.

Von dem Heerhaufen, welcher Ebersdorf belagerte, hatte man Kenntniß gehabt und war auch im Zweifel gewesen, ob man sich mit der Gesandtschaft dorthin oder nach Kornneuburg wenden solle; Lienhard's bestimmte, auf die Reden der Gräfin Serenyi begründete Meinung war aber für das Letztere gewesen, daher wandte sich der Unwille, als man schon bei den äußersten Wachen erfuhr, daß der König bereits am Morgen mit vielen Truppen aufgebrochen sei, gegen den Urheber dieses nun verunglückten Versuchs. Einer von den drei rathsherrlichen Abgeordneten schlug vor, sofort wieder umzukehren und es bedurfte Lienhard's ganzer Kraft der Rede, um sie zu überzeugen, daß der Zweck ihrer Sendung auch in Abwesenheit des Königs zu erreichen sei. Er bat sogleich den Befehlshaber der Wachen, welcher vorgekommen war, die Ankunft einer Deputation an den Feldobersten, dem der König das Lager anvertraut habe, melden zu lassen und zugleich die Gefangenen, welche durch ein Mißverständniß von einigen Bürgern ihrer Freiheit beraubt worden seien, in Empfang zu nehmen. Daß der fremde Mensch, von dem sie nur obenhin etwas wuß-

ten, sich ohne Weiteres die Leitung der ganzen Gesandtschaft sich anmaßte, erschien den Rathsherren zwar höchst ungebührlich, aber es war ihnen im Augenblicke sehr bequem und sie ließen ihn gewähren, vorbehaltlich späterer Schritte gegen ihn, wie sie der Ausfall etwa bedingen würde. Der größte Theil der Verantwortlichkeit fiel wenigstens auf seine Schultern.

Nicht lange währte es, so erschien mit dem rückkehrenden Wachthabenden der Oberbefehlshaber selbst zu Pferde, von einem zahlreichen Gefolge umgeben. Er ritt über die Linie die Posten hinaus und forderte, nach dem er die Begrüßung der Wiener kalt und überlegen erwiedert hatte, den Führer der Abgeordneten auf, seinen Vortrag, für welchen ihm freies Geleit zugesichert worden war, zu halten. Das sollte hier auf freiem Felde zu Pferde abgemacht, alles Ceremoniell, wie es doch sonst gebräuchlich war, beiseit gesetzt werden! Gern hätte der älteste der drei Herren, obgleich er sich rühmte, ein ciceronisches Latein zu sprechen, auch den Vortrag, wie die Einleitung dazu, dem jungen Menschen, der ihnen aufgedrängt worden war, überlassen, aber das ging doch nicht wohl an und so hielt er denn in wohlgesetzter Rede eine Oration, welche wegen ihrer übermäßigen Länge Menschen und Pferde ungeduldig machte. Der ungarische Feldoberst drehte immer hastiger seine langen Bartspitzen, klirrte mit den Steigbügeln und brachte von Zeit

zu Zeit sein Roß, das heftig scharrte und nicht mehr stehen wollte, durch einen Spornstoß zur Ruhe. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten.

„Ich entnehme aus Euren Worten, daß der heimtückische Anfall, welcher vor zwei Tagen in der Nähe von Wien auf ein friedliches Ehrengeleit von Magyaren Statt gefunden hat, nicht mit Bewilligung des Rathes geschehen ist und von ihm bestraft werden wird. Ich sehe auch meine Brüder in Eurem Gefolge, die Ihr ohne Lösegeld, wie sich von selbst versteht, frei gebt. Wo ist die Gräfin Helena Serenyi?“

Die Abgeordneten erschraken, auch Lienhard beunruhigte sich bei dieser Frage. So war sie nicht zu den Ihrigen zurückgekehrt? Was war das Schicksal des muthigen Mädchens gewesen? Er gab sich aber nicht dem Eindruck dieses Gedankens hin, sondern trat vor und berichtete kurz und einfach, was er wußte, in deutscher Sprache.

Die Magyaren im Gefolge des Feldobersten riefen und sprachen heftig durch einander, was Lienhard, der ihrer Sprache nicht mächtig war, nicht verstand. Der Anführer hatte seinen Bericht mit funkelnden Augen angehört und sagte nun ebenfalls deutsch: „Das macht Eure Sache freilich viel schlimmer! Da Ihr die Gräfin Helena Serenyi, für deren Leben und Sicherheit ich verantwortlich mit meinem Kopf bin, entweder noch hinterlistig gefangen haltet,

oder sie, ohne Vorwissen der Herren von Wien, jedenfalls anderswo gefangen gehalten wird, — wenn sie nicht, was Gott verhüten möge! auf ihrem Ritt im fremden Lande verunglückt ist, so kann ich Euch nicht entlassen, bis wir über das Schicksal der edlen Gräfin Gewißheit haben."

„Ihr habt den Abgeordneten freies Geleit zugesichert," erinnerte Lienhard mit einer Ruhe, welche seltsam gegen die Besorgniß seiner Begleiter abstach, wie sich diese in ihrer ganzen Haltung ausdrückte.

„Auch werde ich mein Wort nicht brechen!" erwiederte der Feldoberst stolz. „Treubruch sollt Ihr keinem Magyaren nachweisen können. Was die freien Kumanen und andere Haufen, die sich zu unserm Kriegszuge gesellt, nach Eurer Angabe gegen den Vertrag gefehlt haben, ist nicht der Magyaren Schuld und hättet Ihr deshalb beim ersten Vorfall Klage geführt, so wäre kein zweiter geschehen, denn des Königs Arm ist stark genug, seinen Befehlen Gehorsam zu schaffen. Eure Bürger haben sich aber selbst Recht verschaffen wollen, — so ist das aufgehoben. Wenn ich Euch demungeachtet freies Geleit zugesagt habe, so werde ich das halten! Nur kann ich Euch nicht entlassen, auf meine eigene Gefahr, sondern ich werde Euch zum Könige geleiten lassen, — mag der über Euer Schicksal entscheiden! Was murrt Ihr?" fuhr er auf, als er das Stöhnen vernahm, das die Rathsherren bei dieser Erklärung hören lie-

ßen. „Ihr seid an den König gesandt, Ihr habt nach dem Könige gefragt, Euch soll gewillfahrt werden, beruhigt Euch.“ Er gab an einen der Vornehmen, welche ihm zunächst hielten, Befehle, diesmal auch in lateinischer Sprache, damit es die Deutschen verstehen sollten; er gebot, sie in das Lager zu führen und mit Speis' und Trank reichlich zu erquicken.

„Wollt Ihr mir, der nicht zu den Abgeordneten der Stadt Wien gehört, noch ein Wort erlauben?“ fragte Lienhard.

„Wer seid Ihr denn und was führt Euch her?“ entgegnete der Magyar unfreundlich.

„Ich bin in Geschäften meines Herrn, dessen Name hier nichts zur Sache thut, in Deutschland. Da ich zufällig ein Zeugniß in der unseligen Angelegenheit, welche diese Herren zu Euch führt, abgeben konnte, habe ich mich ihnen freiwillig angeschlossen. Haltet Ihr es für nöthig, uns Alle zum König zu schicken, der, so viel ich weiß, auf dem andern Donauufer, mehrere Tagreisen von hier, erst an der Schwächat zu finden sein wird, so muß es geschehen. Aber bedenkt selbst, wozu soll es dienen? Wie Ihr selbst gesagt habt, ist kein Magyar eines Bruches gegebener Zusagen fähig. Der König wird also diese Herren, nachdem er sie gesprochen und ihre Entschuldigung des Geschehenen vernommen hat, ohne Weiteres entlassen, — auch wenn

die Gräfin Serenyi bei jenem Heerestheil nicht angelangt sein sollte, was überhaupt sehr unwahrscheinlich ist. Wozu wollt Ihr also die Herren erst auf viele Tage herumführen lassen? Ich dagegen, der ich nicht zu ihnen gehöre, und mich freiwillig zu ihnen gesellt habe, bin gern bereit, Euren Anordnungen zu gehorchen, da ich, wie gesagt, über den Hergang Einiges berichten kann, besonders was die Gräfin Serenyi betrifft. Laßt mich also zum König, Eurem Herrn, geleiten und die Andern, wie Ihr ihnen zugesagt habt, nach Wien zurückziehen."

Der Befehlshaber hatte ihn aufmerksam angehört und richtete dann einige Worte an seine Umgebung, welche ziemlich stürmische Erwiederung fanden. Offenbar waltete hier eine Verschiedenheit der Meinungen vor. Vielleicht reizte grade diese den Oberanführer, der keinen Widerspruch vertragen konnte, zu einem Bescheide, welcher dem Vorschlage Lienhard's günstig war. Die Rathsherren von Wien wurden zwar in das Lager geführt, aber nur, um noch einige Fragen, welche nicht öffentlich besprochen werden sollten, Antwort zu geben: es waren auf günstige Anerbietungen, welche der Feldherr berechtigt war, der Stadt Wien für ihre Unterwerfung zu stellen. Sie waren darauf nicht vorbereitet, hatten auch keine Ermächtigung, es wäre ihnen lieb gewesen, den wohlberedten jungen Mann, dessen Werth sie vorher nicht erkannt hatten, in ihrer Mitte zu

haben, der war aber bereits von ihnen getrennt worden. So nahmen sie die Eröffnungen, welche ihnen gemacht wurden, nur an, um sie bei ihrer Rückkehr dem Bürgermeister und Rath, wie den Aeltesten der Bürgerschaft, Viertels- und Gildenmeistern, zur Beschlußnahme vorzulegen. Sie wurden darauf, nach gastfreier Bewirthung, entlassen und mit einem Geleit von Husaren bis auf den halben Weg nach Wien geführt. Waren sie nun auch froh dieser Heimkehr, welche sie der eindringlichen Vorstellung Lienhard's verdankten, so machte ihnen doch Alles, was sie im Lager gesehen hatten, das Herz schwer. Vielleicht hatten die Ungarn sie mit Absicht durch das ganze Lager geführt, um ihnen ihre gewaltigen Geschütze, ihre Macht an Rossen und Harnischen zu zeigen, und dabei bemerklich zu machen: das sei nur der kleinste Theil ihrer Heereskraft! Der feurige Wein, der ihnen darauf kredenzt wurde, hatte ihnen Anfangs nicht recht munden wollen, aber nur Anfangs. Es war ja ein echter „Sorgenbrecher," warum sollten sie ihn nicht genießen?

Bald nach ihrem Aufbruch verließ auch Lienhard, welcher ihnen schon vorher seine Bestellungen nach Wien mitgegeben hatte, das Lager und zog mit einer starken Abtheilung von Truppen, die wiederum von hier zum Könige stoßen sollte, nachdem sie die Donau übersetzt hatten, auf weiterm Umwege, dessen Ursach Lienhard fremd blieb, nach

Süden. Am Morgen, als sie endlich der Gegend nahten, wo jetzt der Krieg seinen Schauplatz aufgeschlagen hatte, denn der Krieg währte fort, wenn auch der Stadt Wien für sich allein Waffenstillstand gewährt worden war, hörte man fernher in längern Pausen sich folgend, einzelne Schüsse vom groben Geschütze. Lienhard war zu genau von der Lage der Verhältnisse unterrichtet, um es für den Donner einer Feldschlacht zu halten: im Felde stand eben nichts von kaiserlichen Streitkräften, was nur irgend den ungarischen, welche König Matthias mit der ihm eigenen Energie aufgebracht, die Spitze hätte bieten können; nur die Städte, auf die Festigkeit ihrer Mauern vertrauend, leisteten Widerstand und wurden darin von der treugebliebenen Ritterschaft, die sich mit ihrem Aufgebot einzeln hineinzog, unterstützt. Es war das immer schon von Wichtigkeit, denn zu einer Zeit, wo das Geschützwesen noch wenig ausgebildet war, konnten oft kleine Städte größere Heeresabtheilungen, vorausgesetzt, daß die Bürgerschaft sich einem Sturme mannhaft entgegen stellte, länger aufhalten, als es heut eine stärkere Festung vermag. Die Schüsse, welche Lienhard in der Ferne langsam sich folgend krachen hörte, rührten von einer Belagerung her, bald sollte er auch Gewißheit haben, welchem festen Platz es galt: es war Ebersdorf. Von der Vorhut des Heerhaufens, mit welchem er zog, kamen Meldungen, die Richtung wurde geändert: der Edelmann,

welchem Lienhard besonders übergeben war und welcher deutsch sprach, benachrichtigte ihn, daß der König sein Quartier in einem Dorfe aufgeschlagen habe, ziemlich nahe an dem belagerten Orte, um die Wirkung seines Geschützes beobachten und die Vorbereitungen zum Sturm zu rechter Zeit treffen zu können. Auf die Bemerkung Lienhard's, daß er aber dort von dem Geschütz aus der Stadt Gefahr leide, lachte der Magyar und sagte: „Da könnte ich Euch von ihm noch andere Stücklein erzählen, wie sie der waghalsigste fahrende Ritter nicht unternommen hat. Er will eben Alles immer mit eigenen Augen sehen, darum könnt Ihr ihn heut in voller Königspracht an der Spitze einer Streifschaar, morgen im einfachen Kittel eines Landmanns ganz allein mitten in einer vom Feind besetzten Stadt finden, wo sie den Werth unserer heiligen Krone in Gold zahlen würden, um zu wissen, daß er's sei, damit sie ihn fingen."

Wär's denn möglich," entgegnete Lienhard, „daß der vornehme Herr, unter dessen Geleit damals die junge Gräfin Serenyi sich bis in die Nähe von Wien wagte, der König selbst gewesen sei?"

„Möglich wär's immer," erwiederte der Edelmann, „aber Gewißheit werdet Ihr darüber nicht erlangen. Denn Er selbst spricht nicht von seinen Wagnissen und hat auch nicht gern, wenn Andere davon reden. Zu wagen, mit

Eurem Verlaub, schien übrigens damals nicht viel, denn ein solches Stück, wie dann geschehen, konnte man wohl von Euren Wienern nicht erwarten. Helena Serenyi kennt überhaupt kein Hinderniß, wenn sie sich einmal etwas in ihr hübsches Köpfchen gesetzt hat. Wir haben eine alte Sage von einer wunderschönen Herzogin, Sarolta, die nachmals die Mutter König Stephan's des Heiligen geworden ist, die soll die kühnste Reiterin, die beste Bogenschützin gewesen sein, und auch beim rauschenden Feste den goldenen Becher nicht verschmäht haben. Bis auf das Letzte denk' ich mir sie wie Helena Serenyi. Eure Sorge, daß sie auf ihrer Flucht verunglückt sein könne, theile ich nicht. Sie ist so klug als kühn und wir werden gewiß von ihr hören, ehe wir viele Stunden älter sind — — Dort ist das Dorf, wo wir den König finden sollen."

Einige Hütten wurden sichtbar, ziemlich hoch gelegen, recht geeignet, um von dort her kriegerische Beobachtungen anzustellen. Denn seitwärts dehnten sich die Zeltreihen eines wohl verschanzten Lagers, und drüben ragten die grauen Mauern, welche nun schon seit längerer Zeit berannt worden waren und noch immer, weil die Vertheidiger über einige Feuerschlünde zu verfügen hatten, Widerstand leisteten. Diese waren heut seit frühem Morgen in Thätigkeit und die Geschütze der Belagerer antworteten ihnen. Die erlesene Schaar, welche sich von dem Heerhaufen ge-

trennt, der grade in das Lager rückte, ritt nun die Höhe hinauf, auf deren vorderm Rande, nach der Stadt zu, die Hütten des Dorfes lagen, in welcher der König insgeheim seinen Aufenthalt genommen hatte. Da ging plötzlich von dieser Seite der Stadtmauer, wo bisher nicht geschossen worden war, ein Rauchballen auf, dem nach kurzem Zwischenraum der dumpfe Knall folgte. Aus den nahen, freistehenden Hütten hörte man fast zugleich ein Geprassel, wie von zerschmettertem Gebälk, und bald darauf ein wildes Geschrei. Der Reitertrupp, mit welchem Lienhard zog, setzte sich augenblicklich ohne Befehl in schnellen Lauf, um zu erfahren was hier geschehen sei, wo das Leben des Königs in Gefahr schwebte. Hätten die Belagerten von ihren Wällen hieher ein genährtes Feuer unterhalten können, so würde vielleicht auch Ungarn seines Königs beraubt worden sein, aber der zweite Schuß fiel schon allzuspät, und ehe der dritte folgte, waren die elenden Hütten, die keinen Schutz gewähren konnten, sobald ihr Geheimniß verrathen war, schon geräumt.

Lienhard erreichte seinen Wunsch, den berühmten Helden nicht in einem Thronsaal zuerst zu sehen, sondern als Krieger auf freiem Felde. „Der König!“ rief Lienhard's Begleiter und von Mund zu Mund ging das Wort unter den Reitern und ein jauchzender Zuruf für Mattyas Király bekundete die Freude, ihn mit den Seinigen, von den

feindlichen Kugeln verschont, aus dem Dorfe hervorreiten zu sehen. Langsam, als wolle er denen in der Stadt seine Verachtung ihres Feuers zeigen, ritt er nach dem Rande der Höhe, beobachtete aufmerksam, was drüben und in seinem Lager vorging, wandte dann sein Pferd und sprengte dem Reitertrupp entgegen, welchen er jetzt erst wahrzunehmen schien. Ein zweites donnerndes Eljen begrüßte ihn, und Lienhard nahm das Heldenbild, das ihm dieser Augenblick bot, unauslöschlich in seine Seele auf, da er es mit einem andern, von sehr verschiedenem Charakter, das ihm für das Urbild aller Ritterlichkeit galt, vergleichen konnte, mit dem seines geliebten und bewunderten Herrn.

Matthias Corvinus, der Sohn des großen Hunyadi, kam dahergesprengt, angethan in königlicher Pracht, den Pelz über der Schulter, nach ungarischer Sitte durch eine goldene, von Edelsteinen funkelnde Kette um den Hals festgehalten, den Kalpak mit wehendem Reiherbusch auf dem krausen, röthlichen Haar. Es war, als habe er den Königsschmuck nur in aller Eile angelegt, um die Kugeln aus der Stadt auf sich zu lenken, denn es folgten noch mehrere Schüsse nach dieser Gegend, welche aber, schlecht gerichtet, fehl gingen. Der Edelmann, welcher den von Korneuburg kommenden Reiterhaufen führte, ließ Halt machen und jagte ganz allein dem Könige entgegen, ihm seine Meldungen abzustatten. Lienhard konnte während dersel=

ben den König noch näher betrachten. Er sah das mit kräftigem Roth geschmückte Antlitz, welches weder ebenmäßig, noch schön war, aber mit seiner graden Nase und dem etwas breiten Munde wohl zu der markigen kriegerischen Gestalt mit der breiten Brust und den mächtigen Schultern paßte. Die Schönheit des Helden lag in seinem großen, schwarzen, feurigen Auge, dessen Blick die Zeitgenossen den eines Löwen genannt haben. Im Zorn pflegte es mit Blut zu unterlaufen und wehe dem, welcher diesem Zorne verfiel; auch jetzt waren Spuren davon zu erblicken, obgleich der König dem Edelmanne grade in das Auge sah, was sonst bei ihm stets für ein günstiges Zeichen galt.

Er wandte jetzt mit einer raschen Bewegung den Kopf nach den Reitern, unter deren bunter Tracht Lienhard's schwarze einfache Kleidung auffiel; von diesem hatte der Edelmann berichtet, und ein Wink des Königs beschied ihn in seine unmittelbare Nähe. Das Herz klopfte ihm doch, er konnte sich das nicht abläugnen, auch traf er den König in einer gefährlichen Laune, welche einen tiefern Grund haben mußte, als daß der Löwe durch feindliche Kugeln aus seinem Lager aufgescheucht war. Der Blick des Königs traf den Deutschen unter zusammen gezogenen Brauen von der Seite, als dieser ehrfurchtsvoll sein Haupt entblößte und die Erlaubniß zum Sprechen erwartete.

„Ihr seid also einer von den Frauenräubern!“ klang

die erste Anrede des Königs, wohl geeignet, einen schwachen Muth noch mehr einzuschüchtern.

Aber Lienhard hatte aus den glänzenden Tagen seiner Vergangenheit für das Leben wenigstens Eins gerettet, daß er vor den Großen der Erde, in deren Nähe er sich sonst frei bewegt hatte, nicht mehr die Fassung verlor. Der Sinn der Anrede, der ihn nicht traf, diente überhaupt dazu, ihm sein Selbstgefühl wieder zu geben.

„Ich bin Keiner von denen, welche Eure königliche Gnaden so nennt,“ erwiederte er mit ehrerbietigem Tone, der keine Unruhe verrieth. „Auch war es bei dem unbesonnenen, von den Vorstehern der Bürgerschaft durchaus gemißbilligten Auszuge keineswegs darauf abgesehen, eine Frau gefangen zu nehmen.“

„Ein Mann wäre den Herren Wienern freilich lieber gewesen —“ rief der König, seltsam erheitert. „Aber das möchte doch ein schweres Stück Arbeit für Tuchmacher und Schneider geworden sein! Wenn Ihr denn nicht zu ihnen gehört, weß Zeichens seid Ihr?“

„Ich bin ein Schreiber,“ erwiederte Lienhard und mit diesem Wort schien auf einmal der gute Eindruck, den seine unerschrockene Freimüthigkeit schon auf den König gemacht hatte, wieder vernichtet zu sein — warum? das verstanden in diesem Augenblicke selbst seine Vertrautsten nicht.

„Ein Schreiber! Elendes Handwerk! Fälschung, Verrath Eure Kunst!“ So konnte Matthias Corvinus sprechen, der Freund und Beschützer der Wissenschaften, der die Akademie zu Preßburg gestiftet, Gelehrte aus fernen Ländern an seinen Hof gezogen hatte, der mit den Fürsten von Ferrara und den Medicäern wetteiferte, selbst eine ausgezeichnete Bildung besaß und fünf fremder Sprachen mächtig war? Aber nur einen Moment gab er sich dieser Anwandlung hin, dann sagte er ruhig: „Was wollt Ihr bei mir?“

„Mich Eurer Gnaden zur Verfügung stellen, wenn Rechenschaft über den Hergang bei jenem Ueberfall —“

Der König unterbrach ihn, wiederum mit erheiterter Stirn: „Den Hergang kenne ich besser, als Ihr — das heißt, er ist mir genau berichtet worden. Ihr habt auch noch einen andern Grund, hieher zu kommen.“

Den hatte Lienhard wohl, aber er hätte ihn nur auf Gefahr seines Kopfes aussprechen dürfen, denn allerdings wollte er die Gelegenheit wahrnehmen, sich auch über die Streitkräfte des Königs so viel Kenntniß zu verschaffen, daß er darüber seinem Herrn, dem Erzherzoge, bei der Rückkehr, an welche er schon dachte, möglichst genauen Bericht abstatten konnte. Er fürchtete, daß der König ihn trotz seines Schreiberthums als Späher beargwohnen

könnte und antwortete daher: „Eure Gnaden urtheilt recht: ich habe dazu noch einen Grund."

„Den werde ich hören!" sagte der König, gab dem Edelmanne, Lienhard's Begleiter, einen kurzen Befehl in ungarischer Sprache und ritt dann, mit einem leichten Kopfneigen gegen Lienhard, den Abhang nach dem Lager hinab. Der Edelmann ließ sein kleines Geschwader dem Könige folgen und behielt nur zwei Reiter zurück, mit denen er nun den Deutschen, welcher keine Frage an ihn that, ebenfalls ohne Erklärung in einer ganz andern Richtung geleitete. Ein Thurm, der sich in einiger Entfernung süd-wärts aus einem niedrigen Gebüsch erhob, schien das Ziel zu sein, nach welchem der Ritt querfeldein, ohne Weg und Steg, viele Gräben überspringend, fortgesetzt wurde, bis auch ein stattliches Schloß, dessen Warte jener Thurm war, sichtbar wurde, und an einem Bache langhin gestreckt ein großes Dorf. Hier schien der verheerende Hufschlag der Magyaren noch nicht über die Fluren gezogen zu sein, der Krieg noch nicht sein trauriges Werk der Zerstörung fried-licher Stätten begonnen zu haben. Auf dem Thurme hing ein Banner träg am Fahnenstock — als aber die Reiter sich nahten, setzte sich der Herbstwind, der sich stärker erhob, in die Falten und ließ es stolz empor flattern, gleichsam zur Begrüßung. Da gewahrte Lienhard das doppelte Kreuz und die in Roth und Weiß gestreifte Hälfte des

Banners: Ungarns Zeichen auf einem österreichischen Schlosse! Ein schmerzliches Gefühl bewegte sein Herz, obgleich er sich sagen konnte, daß jenes Feldzeichen wohl zum Schirm des Ortes aufgezogen sei, damit ihm keine gewaltthätigen Schaaren nahen sollten. Der Edelmann, der ihn führte, belehrte ihn, daß der König dort zuerst sein Quartier aufgeschlagen habe, als er hierher gekommen sei und daß auch jetzt noch, wie ihm der eben zurückgekehrte Reiter, den er vorausgeschickt, melde, vornehme Herren auf den Schlosse weilten. Die Zugbrücke war schon niedergelassen, als sie dem Rande des Grabens nahten; Wachtposten mit Helm und Spieß wurden über dem Thore sichtbar. Da kam den Einreitenden auch ein Mann in deutscher Kleidung entgegen, der nachlässig über den Hof schlenderte, die Hände auf den Rücken gelegt. Lienhard's Auge erkannte ihn, sobald er seiner ansichtig wurde: es war Dietrich von Wolffenegg! Wie kam der rothe Diez hierher? War er gefangen? Er trug einen bequemen Hausrock und kein Schwert.

Als er den Fremden, der hier mit den Ungarn einzog, recht scharf anblickte, erkannte er ihn auch und es lief etwas, wie Freude, über sein Gesicht und die starken, rothen Brauen zwinkerten vergnügt.

„Bist Du's, Lienhard?" rief er und eilte ihm mit vorgestreckter Hand entgegen. „Hast endlich den rechten

Weg gefunden? Traun, ich gab Dir einen guten Rath, als wir uns das letzte Mal sahen?"

„Ich versteh' Euch nicht, Herr von Wolffenegg," antwortete Lienhard mit einer dunkeln, unerfreulichen Ahnung.

„So, so! Undank ist der Welt Lohn! Du willst allein so gescheut gewesen sein! Nun, mir Alles Eins! Steig' ab, mach' Dir's bequem, Du bist mein Gast, bis Dir's auch so gut gehen wird. Edle Häuser genug offen, der König braucht blos zu schenken. Komm herein, beim frischen Trunk zum Willkomm will ich Dir noch mehr erzählen."

„Ihr seid der Herr dieses Schlosses?" fragte Lienhard. „Auf dem das Panier von Ungarn weht?"

„Ja, Lienhard, die Pfauenfeder von Habsburg hab' ich vom Hut genommen," erwiederte Diez gelassen. „Ich denke, Du kommst auch deswegen her? Steig' ab, sag' ich!" Die Ungarn waren schon abgesessen und der Edelmann blickte ungeduldig herüber.

„Ihr seid abgefallen vom Kaiser?!" rief Lienhard erschrocken.

„Wollt Ihr nicht dies Gespräch im Zimmer fortsetzen?" erwiederte der ungarische Edelmann mit finstern und drohenden Blicken. Lienhard sah ein, daß es unklug sei, sich hier dem Gefühle der Entrüstung hinzugeben, daß

ihn trieb, dem Abtrünnigen die bittersten Vorwürfe zu machen. Er stieg schweigend ab, während Dietrich mit erzwungenem Lachen seine nichtssagende Antwort begleitete, dann folgte er ihm eben so stumm, als er voraus-schritt, den beiden neu hinzugekommenen Gästen noch ein Unterkommen anweisen zu lassen, an welchem es bei der starken Einquartierung im Schlosse schon fehlte. Der Edelmann erklärte ihm, daß er nur zwei Stunden, bis seine Pferde gefüttert, bleiben werde, und Lienhard hätte am liebsten gleich wieder das Haus verlassen, das, wie er nun zu verstehen glaubte, einst das Eigenthum eines treuen, gut österreichisch gesinnten Unterthanen gewesen und jetzt einem Verräther zum Lohne seines Abfalls verliehen war. Daß dieser glauben konnte, er selbst sei eines gleichen Verrathes fähig und deswegen hier, kränkte ihn schwer und er sehnte sich nach einem ungestörten Gespräch mit Wolffenegg, um ihm diesen Glauben auf eigene Gefahr seiner Sicherheit zu benehmen. Hatte vielleicht auch der König diese Meinung von ihm? Er erschrak, als er sich dachte, daß Matthias Corvinus das Eingeständniß eines besondern Grundes für sein Herkommen auf d i e s e n Grund gedeutet und ihn deshalb zu geheimer Audienz hierher habe führen lassen. Glühend ersehnte er jetzt die Lösung dieses Mißverständnisses, auf welche er jedoch noch einige Zeit harren mußte. Eine kleine Kammer war den Beiden angewiesen worden,

dann hatte ihnen eine alte häßliche Magd einen großen Krug Wein und etwas Speise aufgetragen: der Schloßherr kehrte nicht zurück. So angenehm sich Lienhard auf dem ganzen Zuge mit seinem ungarischen Begleiter, der ein gebildeter Mann war, unterhalten hatte, weil Beide Alles vermieden, worüber zwischen ihnen Spaltung der Ansichten entstehen mußte, so einsilbig waren jetzt, nachdem der Oesterreicher seinem vaterländischen Gefühl einen starken Ausdruck verliehen hatte, Beide gegen einander. Endlich, nachdem die Zeit verronnen war, welche der Ungar seinen Pferden zur Rast vergönnt hatte, brach er auf und sagte, mit einer Wiederkehr der frühern Herzlichkeit zu Lienhard: „Gehabt Euch wohl! Treffen wir uns wieder, möcht's wohl mit dem Schwert in der Hand sein! Aber deshalb wollen wir uns doch als Feinde achten und ehrlich bekämpfen. Eins will ich Euch noch rathen. Wenn Ihr mit dem Könige sprecht, seid vorsichtig und reizt ihn nicht. Denkt immer daran, daß Ihr mit einem Löwen zu thun habt. Er ist wohl hochherzig und großmüthig, auch ist er so gerecht, daß seiner Unterthanen Geringster für ihn seinen letzten Blutstropfen mit Freuden verspritzt — aber — Ihr seid kein Magyar! Und wenn er zum Zorn gereizt wird, wäret Ihr verloren."

Lienhard dankte dem Ungar für seinen wohlgemeinten Rath und versprach, ihn zu befolgen. Er fragte noch, ob

er sich für einen Gefangenen auf diesem Schlosse anzusehen habe, was aber der Edelmann entschieden verneinte; der König habe nur befohlen, ihm hier ein Unterkommen zu verschaffen und ihn zu bedeuten, daß er hier zu erwarten habe, bis der König ihm das erbetene Gehör gestatten könne.

Nach dem Aufbruch seines bisherigen Begleiters wollte Lienhard der Ruhe pflegen und sich ungestört seinen Gedanken und Entwürfen hingeben, aber er sollte dazu noch keine Zeit finden, denn die Thür öffnete sich bald genug wieder und — der rothe Diez trat ein. Er bat Lienhard liegen zu bleiben und rückte, als dieser sich aufrichtete und auf das Lager setzte, einen Schemel dicht zu ihm, auf welchem er Platz nahm. „Nun sag' mir aufrichtig und ehrlich, Lienhard," begann er, „kommst Du nicht auch her, wie Jeder, der klug ist, um Deinen Kahn bei Zeiten aus dem Schiffbruch zu retten?"

„Herr von Wolffenegg," erwiederte Lienhard, „ich habe kein Recht, Euch Fragen zu stellen und bitte Euch daher, mich meinem Schicksale ruhig zu überlassen. Nur Eins nehmt an: daß ich nimmermehr dem Rathe, den Ihr mir einst gegeben habt, folgen werde, daß ich nur in Geschäften hier bin und mich, sobald sie beendigt sind, wieder entfernen werde, der Sache des Hauses Oesterreich treu bis in den Tod."

„Das klingt sehr ernsthaft und sehr erbaulich," versetzte Dietrich. „Wie steht es aber mit dieser Sache?"

„Sehr gut," versicherte Lienhard.

Der rothe Diez lachte höhnisch. „Es könnte sehr gut stehen, wenn der Kaiser uns richtig behandelt hätte!" Darin war Lienhard innerlich mit ihm einverstanden, es kam nur darauf an, wie? Lienhard hatte die Art und Weise im Sinn, wie Kaiser Friedrich's Vater, Ernst der Eiserne, seine widerspenstigen Vasallen einst behandelt hatte.

Die Unterredung, welche von Dietrich's Seite noch weiter ausgesponnen wurde, konnte zu keinem befriedigenden Ergebniß führen, da Lienhard, der sich überhaupt sehr zurückhaltend in keine Erörterungen einließ, nicht zu überzeugen war, daß die Treue sich vor andern Rücksichten beugen müsse. Für diejenigen, welche nicht Seelenkraft genug besaßen, der Gewalt wenigstens moralisch zu widerstehen, hatte er doch eine Entschuldigung, daß sie sich dem fremden Sieger unterworfen hatten; diejenigen aber, welche demselben freiwillig, um der Gnaden und Vortheile theilhaftig zu werden, ihre Huldigung entgegen getragen hatten, mußte er verachten. Dietrich schied endlich im Unmuth von ihm und war nicht weit davon, dem „Raben," wie er ihn jetzt nannte, für sein Unheilkrächzen beim Könige einen bösen Dienst zu bereiten. Das frühere Wohlwollen gegen ihn war ganz aus seiner Seele gewichen.

Lienhard streckte sich nun auf sein Strohlager und fand wirklich, trotz des regen Lebens im Schlosse, ein Paar Stunden gesunden Schlafes. Die Kammer, welche man ihm angewiesen hatte, lag in einem Seitenflügel und das einzige, stark vergitterte Fenster gewährte durch seine trüben Scheiben eine Aussicht auf Wiesengrün und Bäume. Es gelang Lienhard, als er erwachte, das Fenster mit einiger Kraftanstrengung zu öffnen, so daß ein Strom von frischer Luft, nach welcher er sich sehnte, in die dumpfige Zelle dringen konnte. Aus der Thüre in den Schloßhof oder durch die Gänge des Gebäudes zu streifen, widerstrebte ihm: er hatte nichts dort zu suchen und wünschte nur, daß der König ihn nicht im Drange der Begebenheiten vergessen, sondern bald über ihn bestimmen möge. Mit halbem Leibe lehnte er sich aus dem offenen Fenster in die freie Luft hinaus: er sah, es war ein Garten, welcher sich hier ausdehnte und nur in letzter Zeit durch die fremden Gäste etwas verstört worden war, denn überall standen die Fruchtbäume, obgleich es noch nicht ganz an der Zeit war, geplündert da und daß es gewaltsam geschehen war, bekundeten ganze abgerissene Zweige, welche in großer Zahl den Boden bedeckten.

Als Lienhard seine Augen bis in den grünen Hintergrund schweifen ließ, der von einer dichten Hecke geschlossen war, trafen auf einmal ganz in der Nähe Klänge eines Lied-

chens, leicht und fröhlich gesungen, sein Ohr. Er blickte sich um und bemerkte ein junges Mädchen von schlanker Gestalt, in ein weites, faltiges Gewand von dunkelrother Seide gekleidet, über welchem sich ein Jäckchen von schwarzem, goldgesticktem Sammet, mit einem Besatz von kostbarem Pelzwerk eng an den Leib schloß. Sie kehrte das Antlitz, da sie aus einer Thür unweit seines Fensters getreten war, nach einer andern Richtung, so daß er es nicht sehen konnte; von ihrem Hinterhaupte floß ein duftiger und durchsichtiger Schleier herab, welcher auf dem starken Knoten ihres Haares, das in tiefer Schwärze durch den zarten Stoff schimmerte, von einem kleinen, goldnen Krönchen gehalten wurde. So stand sie eine Weile, nach der entgegengesetzten Richtung hinausschauend, wobei sie unschuldig und unbefangen ihr Liedchen sang. Lienhard's Blick belebte sich von einer Ahnung, er glitt zu ihren kleinen Füßen hernieder, welche das kurze Gewand sehen ließ, sie waren mit kleinen Stiefelchen von goldgelbem Saffian bekleidet. Auf einmal wandte sie sich rasch um und ein Ausruf des Erschreckens entfloh ihren Lippen, verwandelte sich aber gleich in laute Freude.

„Bist Du gekommen!“ rief sie, mit dem unveränderlichen Du der lateinischen Rede. „Wie hast Du mich gefunden?“

Es war Helena Serenyi. Dies unerwartete Wieder=

sehen hatte auch ihn überrascht und ihm das Antlitz mit lichterm Roth gefärbt, dessen Ursache sie nur zu leicht falsch deuten konnte.

Er durfte sie nicht einen Moment im Zweifel lassen. Er raffte all' seine Sprachfertigkeit zusammen, um ihr zu erklären, daß er auf Befehl des Königs hier sei — aber sie unterbrach ihn schnell mit einem Winke ihrer feinen, weißen Hand, wobei sie ihm schalkhaft lächelnd in das Auge sah.

„Ihr sprecht ein klassisches Latein," sagte sie ironisch in deutscher Sprache, nur mit einem fremdartigen Accent. „Aber lieber will ich doch mit Euch deutsch reden, was ich damals nicht durfte, wenn nicht all' Eure groben Gesellen mich verstehen sollten."

„Wie seid Ihr gerettet worden, edles Fräulein?" fragte er, durch diese neue Wendung abermals überrascht. Er hatte sich aus seiner nachlässigen Lage im Fenster ehrerbietig aufgerichtet, wohl bewußt, daß ihr ganzes Gespräch nicht schicklich sei, aber wie konnte er es ändern? Durfte er sich entfernen?

„Ich bin nicht gerettet worden, ich habe mich selbst gerettet," sagte sie mit einer Art von schelmischem Vorwurf. „Zum Glück fand ich bei guten Menschen zur Nacht eine Aufnahme und am andern Tage einen Boten, der mich führte, wo ich des Königs Heerschaar zu finden

wußte. Man hatte nach mir viel Pferde müd' gejagt!" schloß sie lachend.

„Euer Herr Vater ist hier im Schlosse?" fragte Lienhard, um nur zu reden, in großer Verlegenheit.

„Woher wißt Ihr das?" entgegnete sie. „Kennt Ihr meinen Vater?"

„Ich kenne den Grafen Serenyi nicht, aber man hat mir gesagt, daß Ihr die Tochter des Grafen seid."

„Und Ihr? Wie heißt Ihr?" fragte sie rasch.

Da nannte Lienhard mit Absicht, obwohl er selbst vor derselben erröthete, seinen vollen wahren Namen und Stand.

Sie war aller Verstellung zu fremd, als daß sie hätte verbergen können, wie sie davon betroffen wurde. Nach Lienhard's ganzer Erscheinung und seinem ritterlichen Wesen hatte sie einen Namen von ganz anderm Klang erwartet, aber sie wußte sich schnell zu bemeistern und sagte mit einer Freundlichkeit, welche vielleicht um so erhöhter war, als sie gut machen sollte, was er doch möglicherweise in ihrer offenen Miene gelesen: „Ich bin Euch so viel Dank schuldig und freue mich wahrhaft, Euch wieder gesehen zu haben. Mein Vater liegt krank und verwundet darnieder," — hier sank ihre Stimme und wurde traurig, — „darum kann er Euch nicht persönlich danken, aber der König soll erfahren, was Ihr an mir gethan habt. Lebt wohl, ich

muß zurück zu meinem Vater, — ich habe nur ein Weilchen frische Luft schöpfen wollen, — auf Wiedersehen!"

Ohne seine Antwort abzuwarten, wandte sie sich mit einem seelenvollen letzten Blicke rasch ab und war verschwunden. In Lienhard's Gemüth ließ sie einen seltsamen Eindruck zurück: es waren hier zu viel nie zu versöhnende Widersprüche, die sich ihm aufdrängten. Ihr fröhliches Liedchen, das sie, wie es schien, sorglos sang, während sie doch so eben von dem Lager ihres schwer erkrankten Vaters gekommen war, — es hatte ihm zuerst so lieblich geklungen, jetzt dachte er daran mit Unwillen. War es denn möglich, daß sie auch nur für einen Moment vergessen konnte, daß ihr Vater verwundet lag? Welchen Leichtsinn setzte das voraus! Und wie sie den kleinen Beweis der Theilnahme, die er ihr bei ihrer Gefangennehmung bewiesen hatte, in wahrer Uebertreibung als einen wirklichen Ritterdienst ansah, der des höchsten Dankes werth sei! Er dachte mit verletztem Gefühl an ihre Zumuthung, mit welcher sie ihn damals von sich abgestoßen hatte, und mußte beklagen, daß ein so unweibliches Gemüth in einem mit allem Liebreiz ausgestatteten Wesen wohnen konnte.

Siebentes Capitel.

König Matthias.

Die Nacht verging und der halbe folgende Tag, ehe Lienhard aus seiner Spannung erlöst wurde. Schon hatte er, da er sich nicht als einen Gefangenen betrachten durfte, die Weisung, hier weitere Befehle des Königs abzuwarten, brechen und sich aus dem Schlosse entfernen wollen, um sich einen Weg zu dem Herrscher zu suchen, aber bei ruhiger Ueberlegung stand er davon ab. Hatte er einmal den Entschluß gefaßt, zum Besten der guten Sache ein gefährliches Wagniß zu unternehmen, so mußte er auch mit Geduld Zeit und Stunde erwarten, in welcher er seine Zwecke erreichen konnte. Den Herrn von Wolffenegg sah er nicht wieder. Nach dem verwundeten Grafen Serenyi fragte er wohl bei der alten Magd, die ihn mit Speis' und Trank versah, aber sie wußte nichts von ihm: es seien viel Verwundete im Schloß, hieß es. Lienhard wollte sie redseliger machen, um von ihr vielleicht etwas von der Tochter des Grafen, deren Erscheinen mit den Kriegern doch allgemeines Aufsehen erregt haben mußte, aber sie fertigte jede allgemeine Frage kurz und mürrisch ab und sprach aus eigenem Antriebe kein Wort, hatte sogar zuweilen einen bitter-

bösen Blick für ihn, der ihn in Verwunderung setzte. Sie war eine alte Dienerin des vorigen Besitzers, der um seiner Kaisertreue willen verjagt worden war und haßte jeden Deutschen, der in Verkehr mit den Feinden trat: so auch Lienhard, der ihr sonst wohl gefallen hätte.

Endlich entstand um Mittag ein Laufen und Lärm in der Burg, Lienhard blieb nicht lange zweifelhaft: der König ritt ein. Bald erschien auch ein bekanntes Gesicht bei dem Harrenden, der die Thür seiner Kammer geöffnet hatte: es war sein gewesener Begleiter von Kornneuburg her, er kam, ihn zum Könige zu führen.

„Ihr habt eine mächtige Fürsprecherin gefunden,“ sagte er lächelnd, „sonst würde es übel ausgesehen haben. Der König scheint plötzlich im Feldlager den Gelehrten, die er immer begünstigte, abhold geworden zu sein, Ihr hattet sein Mißfallen erregt, daß Ihr Euch einen Schreiber genannt. Er sprach sich in so ungnädigen Worten über den ganzen Stand aus, daß ich erstaunt den Hieroslaw, seinen eigenen Schreiber, den ich zufällig traf, danach fragte, weil ich weiß, daß der sein Vertrauen genießt. Mit dem muß aber etwas vorgefallen sein, denn er wurde bei meiner Frage blaß und sah mir ganz wunderbar in's Auge, wie Einer, der sich fürchtet, aber doch ein gutes Gewissen hat. Auskunft gab er mir nicht. Der König hätte Euch vielleicht gar nicht mehr vorgelassen, sondern ohne Audienz

verabschiedet, weil ja die Gräfin, wie ich erst im Lager hörte, glücklich gerettet war. Da kam sie heut früh in das Lager geritten, mit Eurem Landsmann, dem der König dies Schloß geschenkt hat und als sie unsern Herrn, ihren Verwandten von mütterlicher Seite, gesprochen hatte, ließ dieser mich rufen und begab sich mit mir und Helena Serenyi hierher. Er will Euch sprechen, also kommt schnell."

Der König saß in dem Ahnensaale des vorigen Geschlechts, welches die Burg vor Dietrich Wolffenegg besessen hatte. Ihm zur Rechten seine junge Verwandte, welche Lienhard mit freudestrahlendem Blick entgegen sah. Diese Freude galt der Erfüllung ihres Wunsches, ihm ihre Dankbarkeit für einen eingebildeten Dienst bethätigt zu haben. Der König schien dem Eintretenden weniger günstig gestimmt zu sein: er nahm seine ehrfurchtsvolle Verneigung ohne eine Miene zu verändern hin und gab ihm nur ein Zeichen, näher zu treten.

„Meine Nichte, die Gräfin Serenyi, hat mir erzählt, daß sie Euch ihre Freiheit verdankt," sprach Matthias Corvinus. „Ist dem so?"

„Die edle Gräfin rechnet mir an, was ich nicht verdiene," erwiederte Lienhard.

„Ihr habt den Mann, der ihr Pferd am Zügel geführt, niedergestochen, daß er das Roß loslassen mußte." —

„Königliche Gnaden!" rief Lienhard mit allen Zeichen des Erstaunens und der Entrüstung.

„Helena!" sagte der König.

„Wie? Ihr läugnet Eure That, durch welche Ihr meine Freiheit, mein Leben gerettet habt, denn ich hätte die Schmach der Gefangenschaft nicht überlebt!"

„So wahr mir Gott helfe," entgegnete Lienhard auf diese glühende Rede Helena's, „so wahr ich hier vor Eurem Antlitz stehe, ich bin an dem Zufall, welcher Eurem Roß den Zügel frei gab, nicht Ursach'! Habt Ihr gemeint, ich könne einen Mord und obenein an einem Landsmann begehen, so vergeb' Euch Gott!" — In seinem Ton lag so viel ernster Unwille, durch keine Menschenfurcht vor des Königs Gegenwart zurück gehalten, daß Helena erbleichte. Des Königs Blick aber wurde viel freundlicher.

„Nun, Kind," sprach er zu seiner Nichte, „Du siehst, er hat Deinetwegen kein deutsches Blut vergießen wollen. So bleibt doch der Antheil, den er Dir bewiesen hat, immer verdienstlich und ich habe Deinem Vater versprochen, statt seiner ihm das zu vergelten. Was ich noch mit ihm zu besprechen habe, ist nicht für Dich." Sie erhob sich auf dieses Wort, das wie ein Befehl klang und wollte sich mit einer stummen Verneigung entfernen.

„Ich glaube, Du zürnst, daß er nicht für Dich seine Seele mit Bruderblut beladen hat!" rief der König.

„Ist es anders, als ich glaubte,“ — sagte Helena mit zitternder Stimme zu Lienhard, — „so nehmt dennoch meinen Dank.“

„Gieb ihm die Hand!“ — Sie gehorchte widerstrebend, und Lienhard berührte ihre feine Rechte kaum mit der seinigen.

„Verzeiht mir,“ bat er mit bescheidenem Tone. Sie antwortete nicht, sondern verließ, nur den König grüßend, den Saal.

„Nun, Herr Schreiber,“ begann der König, indem er auf das Wort einen stärkern Ausdruck legte, „Ihr hattet einen besondern Grund, zu mir zu kommen, — nicht blos den, die Herren Wiener für den Frauenraub zu entschuldigen.“

„Mir lag für meine Landsleute viel daran, zu erfahren, ob die Dame, welche ein böser Zufall mit in die Gefahr verwickelt hatte, glücklich wieder zu den Ihrigen gelangt sei, — das weiß ich nun und wenn Eure Königliche Gnaden mir den freien Rückweg nach Wien gestatten wollen, so kann ich ihn noch heut antreten.“

„Für Eure Landsleute lag Euch daran? Nicht auch für Euch selbst?“ fragte der König, indem er ihn scharf ansah. „Doch ich will Euch keine Beichte abhören. — Hattet Ihr sonst keine Absicht?“ Der Blick des Herrschers

wurde hier so durchdringend, daß Lienhard sein Auge vor ihm senken mußte.

Matthias' Stirn bewölkte sich wieder und ehe Lienhard, der seine Beweggründe zu dieser Reise doch nicht gestehen durfte, ein Wort fand, sagte der König in fast rauhem Tone: „Sprecht es nur aus. Es sind Bessere zu mir gekommen, als Ihr, Herr Schreiber. Ich kann aber Eure Dienste in diesem Augenblicke nicht brauchen, — kann sein, daß eine Stelle in kurzer Zeit bei mir frei wird, — bis dahin müßt Ihr Euch gedulden.“

Lienhard bemerkte den eigenthümlichen und furchtbaren Ton wohl, in welchem der König diese Worte sprach, die einen schweren Sinn haben mochten. Er konnte nicht ahnen, daß der König seinen eigenen Schreiber, Hieroslaw, von welchem vorher der ungarische Edelmann gesprochen, im Verdacht hatte, den Belagerten in der Stadt den Aufenthalt des Gefürchteten in dem kleinen verfallenen Hause verrathen zu haben, wohin sie dann auch ihre Kugeln auffallender Weise gerichtet. Noch minder konnte er verstehen, daß der König schon beschlossen hatte, den Verräther zum Geständniß zu zwingen und dann zu vernichten, was später zu Wien geschah, obgleich der Unglückliche sein erstes Geständniß widerrief. Lienhard dachte nur daran, sich selbst von dem Verdachte ehrlosen Abfalls zu reinigen, den der König, wie er gefürchtet, wirklich auf ihn geworfen hatte

und es kümmerte ihn nicht, daß er durch seine Worte die gut gemeinte Warnung seines frühern Begleiters in den Wind schlug.

Aber seltsamer Weise hatten sie, wie energisch sie auch klangen, die entgegen gesetzte Wirkung, als Jeder, der sie angehört hätte, mit Zittern für seinen Kopf gefürchtet haben würde. Des Königs Auge erheiterte sich und als Lienhard geendigt hatte, stand Matthias Corvinus auf, sah ihm mit einem leuchtenden Blicke grad' in das Antlitz und sprach: „Geh' hin, mein Sohn, und bleibe dabei, das wird Dir Segen bringen. Nach Wien aber laß ich Dich nicht. Du bringst mir alle Zünfte in Waffen und ich kann Jahre lang vor Wien liegen. — Bist Du jetzt dienstlos?“

Lienhard erwiederte, daß er bei einem guten Herrn ehrenvoll angestellt sei.

„Wenn Du einmal brodlos bist,“ sagte der König, „dann komm' frei zu mir, ich will für Dich sorgen, ohne daß Du gegen Dein Vaterland und den Kaiser zu dienen brauchst. Bis dahin wird Friede sein.“

Damit wurde er entlassen, und als er hinaus ging, hörte er auch den König raschen Schrittes hinter sich herkommen. Im Feldlager war der Prunk und das Ceremoniell, mit welchem Matthias Corvinus seit seiner Vermählung mit Beatrix von Neapel seine früher so einfache Hofstatt umgeben hatte, noch verbannt. Kein Thürsteher wehrte

den Eintritt zu ihm, keine Kämmerlinge und Pagen füllten das Vorzimmer, in welchem nur einige bewaffnete Edelleute zu finden waren, um seine Befehle zu vollstrecken. Hier im Schlosse wartete mit diesen nur der Schloßherr auf die Befehle des Königs, dem er den reichen Besitz verdankte. Lienhard sah den Wolffenegger stehen, der sich bei seinem Anblick nach dem Fenster kehrte und hinaus schaute, um nicht mit dem Durchschreitenden reden zu müssen. Der König folgte ihm aber, wie schon gesagt, auf dem Fuße und rief ihn noch einmal.

„Ich habe mich anders besonnen,“ sprach er gütig. „Ihr sollt in Eurer Freiheit nicht beschränkt werden. Zieht in Gottes Namen nach Wien und thut Euch keinen Zwang an. Wenn der Kaiser in seinen Erblanden lauter treue Unterthanen gehabt hätte, wie Ihr einer seid, so stände ich vielleicht nicht hier.“ Er warf dabei einen Blick voll Verachtung auf den Schloßherrn, welcher in tiefer Unterwürfigkeit nur wenige Schritte von ihm stand und Lienhard hätte bemerken können, daß Herr Dietrich so roth im Gesicht wurde, wie sein Bart. „Ich ehre die Treue!“ setzte der König mit starker Betonung hinzu und reichte Lienhard seine Hand, welche dieser nun sich nicht enthalten konnte zu küssen. Nur das Knie vor dem Feinde seines Herrn zu beugen vermochte er nicht.

Seiner Abreise stand jetzt nichts weiter im Wege.

Der König gab Befehl, daß ihm ein Paßport, den er selbst unterschrieb, ausgestellt würde, wodurch er vor aller Belästigung auf seiner Reise gesichert war; er forderte ihn sogar auf, sich im Lager genau umzusehen, damit er den Wienern erzählen könne, daß sie bei längerm Widerstreben auf ernstliche Dinge gefaßt sein müßten. Das ist das Vorrecht des Starken, daß er sich nicht zu verstecken braucht. Lienhard benutzte die Erlaubniß, wenn er auch weit davon entfernt war, sie in dem Sinne des Königs zu gebrauchen. Er hatte von der tapfern Bürgerschaft Wiens eine zu vortheilhafte Meinung, als daß er hätte glauben können, sie werde sich schrecken lassen: im Gegentheil hoffte er, sie durch seine Berichte zur höchsten Kraftanstrengung zu entflammen. — Als er das Schloß verließ, dachte er wohl an Helena Serenyi, und es that ihm weh, daß er auf solche Weise von ihr, die ihm erst so kindlich vertrauend und herzlich entgegen gekommen war, scheiden sollte. Aber er begriff sie nicht, er hatte keine Ahnung, was sie bei ihrem letzten Gespräch in Gegenwart des Königs verletzt und verstimmt haben konnte, und er sah auch keine Möglichkeit, ihr noch einmal zu nahen und sich mit ihr zu verständigen. Welches Recht hatte er denn dazu? Er, der Bürgerssohn, was war er in den Augen der Magnatentochter! Man hatte ihm, als er nach dem kranken Grafen Serenyi gefragt, die Antwort gegeben, daß er nur leicht am Arme verwun=

det sei und seine Krankheit einzig in der Gicht bestehe, von welcher Leute seines Alters, die viel zu Felde gelegen und manchen Krug Tokaier geleert, wohl heimgesucht würden. So konnte er sich wenigstens die momentane fröhliche Vergessenheit der Tochter erklären. Was ihm sonst an ihr, mit deutscher Frauensitte verglichen, unbegreiflich war, hätte ihm sein Freund, der Magyar, wohl auch erklären können: durch ihre wilde Erziehung, eben durch diesen Vater, dem das Ideal der wunderschönen Gemahlin Herzog Geisa's, jener kühnen Reiterin und Jägerin Sarolta, von welcher Lienhard gehört, vorgeschwebt haben mochte. Aber Lienhard forschte nicht weiter und entschlug sich auch des drückenden Gefühls, von Helena vielleicht verkannt worden zu sein. Er schied von ihr und sah sie wohl nicht mehr wieder, und wenn er sich dachte, wie viel Schwereres er über sich hatte ergehen lassen und ertragen müssen, so konnte ihn jenes Gefühl nicht lange drücken.

Im Lager hatte er dann Grund genug zu Betrachtungen, welche ihm nicht mehr Zeit ließen, an Anderes zu denken. Er konnte sich, wie der Legat des Papstes, welcher vor Kurzem den Frieden zu vermitteln gestrebt, überzeugen, daß der König verstanden hatte, eine Kriegsmacht zu schaffen, welche seinen hochfliegendsten Plänen gewachsen war. Mit schwerem Herzen legte er seine Reise nach Wien zurück, wo sein kluges Benehmen bei der Deputation bereits

von den dankbaren Rathsherren überall erzählt worden war und seinen Namen bekannt gemacht hatte. Der Großvater empfing ihn viel herzlicher, als er ihn bis jetzt gesehen hatte und die Meisterin nickte ihm hinter des Gatten Rücken lächelnd und bedeutsam zu: er hatte nun gewonnenes Spiel bei dem Alten. Auch Brand, sein zukünftiger Schwager, wie nun gar kein Hehl daraus gemacht wurde, fand sich bald ein, um ihn zu begrüßen, da er wohl wußte, daß er ihm seine Befreiung aus der Haft verdankte. Eine Pön für den Friedensbruch war noch nicht über ihn ausgesprochen, da feindlicher Seits keine Beschwerde geführt worden war und man sich vielleicht scheute, wovor auch Lienhard schon bescheiden gewarnt, Männer von Thatkraft, deren man bald bedurfte, in diesen ungewöhnlichen Zeiten nach dem Maßstabe gesetzlicher Ruhe zu messen.

Als er in dem Kreise der Familie, welcher in wohlthuender Gemüthlichkeit zusammen saß, diese Meinung wiederholte und Brand ihm dafür die Hand reichte, fuhr aber der Meister heftig auf.

„Und wenn der Ungar, — oder noch schlimmer! der Großtürk vor'm Stubenthor steht," rief er, „so muß im alten Wien Ordnung bleiben. Das wär' eine Zucht, wenn wir aus Furcht kein Recht mehr pflegten. Hat Einer den Hals oder die Hand verwirkt, muß er sie recken und könnt' er damit Wunder was thun!"

„Hartkeil!" sagte, da die Männer keine Gegenrede wagten, die unerschrockene Hausfrau.

Er lachte, durch das Wort, das er gar nicht ungern hörte, besänftigt und wandte sich zu seinem ehemaligen Gesellen, der sich unmuthig mit der Hand in die krausen Haare gefahren war. „Nun, Hans," sprach er, „an den Hals geht Dir's noch nicht. Aber ein Wort für Dich red' ich nimmer." Dabei sah er Frau und Tochter an, welche ihn wohl schon wiederholt deswegen gebeten haben mochten.

Lienhard übernahm es ohne Auftrag, als er am folgenden Morgen dem Bürgermeister, bei welchem er mehrere angesehene Bürger traf, über das, was er in beiden feindlichen Lagern und unterwegs gesehen hatte, seinen Bericht abstattete. Er knüpfte daran die Mittheilung, daß er die junge Dame, deren Gefangennehmung leicht die schlimmsten Folgen für die Stadt herbeigezogen haben würde, wohlbehalten bei den Ihrigen gesehen und daß der ganze Fall drüben, vielleicht weil man sich ähnlicher Vertragswidrigkeiten bewußt sei, gar nicht so böse beurtheilt werde, daher es wohl gerathen scheine, auch hier in Anbetracht der Verhältnisse Schonung für Recht ergehen zu lassen. Eine bestimmte Antwort erhielt er zwar nicht, aber er glaubte wahrzunehmen, daß es den Herren lieb sei, diese Ansicht, welche sie selbst theilen mochten, von einem Manne, welcher bereits eine Bedeutung gewonnen hatte,

aussprechen zu hören. Ueber diese Bedeutung, welche ihm beigelegt wurde, schämte er sich, da er sich bewußt war, sie durch seine Stellung gar nicht zu verdienen. Mochte es sein, daß man noch etwas Geheimnißvolles in dieser, wie in seiner ganzen Sendung ahnte und ihm dadurch eine Wichtigkeit über Gebühr beilegte, so war es doch auch seine Persönlichkeit, welche für ihn einnahm und seinen Worten, die immer das rechte Maß hielten, Eingang verschaffte. Er wurde eingeladen, morgen einer allgemeinen Versammlung des Rathes und der Aeltesten der Bürgerschaft beizuwohnen, an welcher auch der kaiserliche Hauptmann, welcher kürzlich eingetroffen sei, um die Vertheidigungsmaßregeln zu leiten, Theil nehmen werde. Sein Vorschlag, dazu noch, außer den Vorstehern der Zünfte und den Aeltesten, auch eine Zahl von andern Bürgern, aus der Mitte der Einwohnerschaft zu ziehen, fand Gehör und er mußte gleich die Einladung dazu an seinen Großvater mit nehmen.

„Das hätten sie sollen fein bleiben lassen!“ sagte dieser, als der Enkel ihm die Bestellung brachte. Indessen rückte er seine Kappe aus der Stirn und man sah, daß er entschlossen war.

Die Sitzung dauerte von früh bis in den späten Abend und war sehr stürmisch, wie sich voraussehen ließ. Lienhard mußte seinen Vortrag noch einmal halten und richtete ihn so ein, daß er, ohne die Wahrheit zu verhehlen

oder die drohende Gefahr übermüthig zu verkleinern, doch weit entfernt war, die Gemüther zaghaft zu machen. Darauf begannen die Berathungen und Vorschläge und Meister Ringhamer gab sein kurzes, kräftiges Wort auch dazu. Nach ihm kam es nur darauf an, den Feind, wenn er sich an die Mauern wagte, mit blutigem Kopf heim zu schicken, wozu nichts gehöre, als ein tapferes Herz und eine derbe Faust. Die Anderen aber hatten viel kluge Anschläge von Thorschanzen und Ausfällen, um immer frische Lebensmittel in die Stadt zu schaffen, von regelmäßiger Eintheilung der Bürgerschaft und der Söldner, welche der kaiserliche Hauptmann mitgebracht hatte und einem fleißigen Rundengange auf den Basteien bei Nachtzeit. Während sie durch einander sprachen, saß der Hauptmann und las bedächtig in dem „Rodel" der Streitkräfte, das er sich hatte aufschreiben lassen, er sagte wenig und nur, wenn sie sehr laut wurden, zuckte es wie ein verächtliches Lächeln unter seinem Barte. Er sah bald, daß ihm diese, auf die Gerechtsame ihrer Stadt so eifersüchtigen Bürger nur einen geringen Antheil an der Befehligung lassen würden und war im Grunde auch damit zufrieden, die schwere Verantwortung nicht tragen zu müssen. In dem Tumult winkte der Bürgermeister den jungen Lienhard noch einmal zu sich, um seine Meinung zu hören, dieser erklärte aber offen, daß er keine Kriegserfahrung und zu wenig Einsicht in das Wesen einer guten

Stadvertheidigung habe, um hier anmaßlich eine Meinung zu äußern. Nach seinem schlichten Verstande scheine es ihm auf gute Wachsamkeit, unerschütterliches Ausharren und muthige Gegenwehr bei feindlichen Stürmen anzukommen, wobei Jeder seinen Posten wissen müsse und die Bürger durch fleißige Ablösung geschont würden. Grade diese einfache und natürlche Antwort, welche alle genauern Fragen nach der Vertheilung und Ausführung unberührt ließ, gefiel Herrn Ibermann und er vertröstete sich, mit dem klugen jungen Manne, der den Krieg in den Niederlanden, trotz seiner bescheidenen Aeußerung, doch kennen gelernt haben müsse, noch insgeheim eine Berathung zu pflegen. Als endlich der Sprache ihr Recht geschehen war und die Gemüther sich einigermaßen beruhigt hatten, wußte der Bürgermeister die gehörten Vorschläge geschickt zusammen zu fassen, so daß sich aus vielen guten Gedanken doch ein Ergebniß zusammenschmelzen ließ, das für den Zweck benutzt werden konnte.

„Ich habe nur noch Eins zu sagen," nahm Meister Ringhamer das Wort, da die Versammlung sich schon trennen wollte.

Alles wurde wieder still und sah den Greis erwartungsvoll an.

„Dem Ersten," sprach dieser mit fester Stimme „dem

Ersten, der von Uebergabe spricht, muß der Kopf vor die Füße gelegt werden."

Es machte einen tiefen Eindruck und Lienhard nahm die Ueberzeugung mit, daß die Bürger von Wien dem Erzhause Gut und Blut für die Erhaltung ihrer Stadt mit Freuden opfern würden.

Zwei Tage darauf nahm er Abschied von den Seinigen, um mit den Nachrichten, welche er in Deutschland gesammelt hatte, zu seinem Herrn nach den Niederlanden zurück zu kehren. Er fühlte zwar das heiße Verlangen, hier zu bleiben und an der Vertheidigung seiner Vaterstadt Theil zu nehmen, auch hatte ihn der Bürgermeister Ibermann, der einmal sein Vertrauen auf ihn gesetzt, dazu aufgefordert, und selbst der Großvater war der Meinung gewesen, daß er hierher gehöre, aber die Pflicht und der ausdrückliche Befehl seines Herrn riefen ihn zurück. Es kostete ihn nicht geringe Selbstüberwindung, die Worte, mit welchen ihn der harte Greis entließ, ruhig hin zu nehmen. „Du kannst sehr schön reden, Martin," sagte Meister Ringhamer, „ich möchte wohl einmal sehen, ob Du etwas anfassen und thun kannst." Liegen denn die Thaten immer nur in der Faust? Und hatte der Enkel, seit er vor Jahren in die Fremde hinaus gegangen, nicht schon Manches gethan, sogar in den Tagen seiner jetzigen Heimkehr, was Achtung verdiente und seine Mannhaftigkeit bewies.

Die Großmutter und Schwester weinten, als er schied. Ihnen war, als würden sie ihn nimmer wieder sehen. Leni hatte ihm, seit er gekommen war, ihr ganzes unschuldiges Herz in schwesterlicher Liebe zugewendet und ging noch, als er fortritt, ein weites Stück über die Gassen mit ihm neben seinem Pferde, um den Abschied zu verzögern. Ihr war so bange vor den kommenden Tagen, deren drohende Schrecknisse der Großvater durchaus nicht schonend den Seinigen verbarg, und Lienhard's sanfte Tröstung that ihr so wohl. Warum ging er denn von hinnen?

Endlich hatte er sich auch von der Schwester getrennt und die Ringmauern von Wien verlassen. Es war für einen einzelnen Reiter kein leichtes Unternehmen, sich auf die Landstraße zu wagen, da die Heerhaufen der Ungarn, nach Bezwingung der kleinern festen Plätze des Landes, den Kreis um die Hauptstadt immer enger schlossen und Lienhard würde mit aller Umsicht und Entschlossenheit seinen Weg nicht haben verfolgen können, wenn ihm der Freipaß mit des Königs eigenhändiger Unterschrift, den der wildeste Rottenführer nicht zu mißachten wagte, die Bahn nicht geöffnet hätte. So gelangte er, oft angehalten und frei gelassen, endlich außer Bereich der feindlichen Schaaren und setzte seine Reise fort, so rasch er vermochte. Von Linz aus gestattete er sich einen kurzen Seitenweg. Er wollte den Altensteig noch einmal besuchen: wußte er doch, daß

Hedwig nicht dort anwesend sei und der alte Herr Hager, der sich gegen ihn so väterlich gezeigt hatte, war damals, bei seiner traurigen Rückkehr vom Sterbebette des vermeintlichen Vaters, von ihm nicht daheim getroffen worden. Es drängte ihn, sich dem würdigen Herrn, welcher der treueste Freund seines Kaisers war, vor seinem Scheiden aus dem Vaterlande noch einmal vorzustellen, um mit ihm alle Hoffnungen und Befürchtungen für die gute Sache zu besprechen. Das war der Grund wenigstens dem er nachgab. Ob nicht auch der Wunsch, sich die Achtung des Herrn von Altensteig zu sichern, welche vielleicht, wenn er überhaupt des unbedeutenden jungen Menschen noch gedachte, ziemlich gesunken sein mochte, auf seinen Entschluß gewirkt, — ob nicht ein anderer geheimer Gedanke, den er sich selbst nicht eingestand, dabei von Einfluß gewesen, wer konnte das entscheiden? Hoffnungen durfte er freilich nicht hegen, es wäre thöricht gewesen. Zwar dachte der Kaiser in dieser Beziehung nicht streng, er hatte selbst Verbindungen begünstigt, welche der Unterschied der Geburt sonst nicht gestattete, aber — die Beweggründe solcher fast erzwungenen Ehen waren immer ganz eigenthümlicher Art gewesen und hatten dem reichen Bürgerstand, dessen Töchter erkoren wurden, nicht eben gefallen. Eines umgekehrten Falles, daß ein Bürgersohn als Eidam in eine vornehme Familie aufgenommen worden, konnte sich wohl kein Mensch erin=

nern. Lienhard, dem sich diese Gedanken nur einmal in einer gefährlichen einsamen Stunde zu vollem Bewußtsein entwickelt hatten, war darüber voll brennender Scham über sich selbst erschrocken und gab sich ähnlicher Versuchung nicht mehr hin. Hedwig's Bild, das er nimmer vergessen konnte, war ihm der Stern seines Lebens, — konnte er auch nimmer ihren Besitz erlangen, so wollte er sich doch ihrer würdig machen. Und daß er auch in den Augen ihrer Eltern, welche von seinem frühern Wesen her gewiß geringschätzig über ihn dachten, in einem bessern Lichte erscheinen wollte, war ihm wohl zu verzeihen.

Er fand sie daheim und den alten Herrn sogar von seinem Uebel so glücklich befreit, daß er ihn, ohne Krücke oder fremden Beistand, kräftigen Schrittes an dem Thore empfangen konnte. Lienhard, der sich unter dem Namen, welchen er jetzt führte, hatte anmelden lassen, war verwundert und beschämt über die Ehre, welche ihm der Schloßherr anthat, aber er schrieb sie dem Wunsche zu, aus Wien, von wo kommend er sich angegeben hatte, baldmöglichst Nachricht zu haben. Hager rief ihm jedoch entgegen: „Nun, Lienhard, willkommen! Ich hab' schon von Euch gehört und freue mich, daß Ihr ein wackerer und thätiger Mann geworden seid.“ Er reichte ihm die Hand und Lienhard, hoch erfreut, fragte sich nur, woher eine Kunde

von ihm auf den Altensteig gelangt sei. Durfte er hoffen, daß sie aus Innsbruck gekommen?

Er blieb darüber nicht lange im Zweifel. Der alte Herr führte ihn seiner Gemahlin zu, welche ihn ebenfalls mit vieler Freundlichkeit empfing, wenn schon diese mehr weibliche Zurückhaltung trug. Sie sagte ihm unbefangen, daß in einem Schreiben, das sie kürzlich vom Hofe des Erzherzogs Siegmund erhalten, von ihm die Rede gewesen sei und sie mit Theilnahme erfahren, welche ehrenvolle Stellung er sich geschafft habe und wie gut er den Vortheil seines Herrn durch eifrige Bemühungen wahrzunehmen wisse. Ihrer Tochter erwähnte die Mutter gar nicht und Lienhard, obgleich er fühlte, daß eine Frage nach ihr für ihn ganz unpassend sein würde, konnte sich doch nicht enthalten, auf indirectem Wege Frau von Altensteig zu einer Aeußerung über Hedwig zu veranlassen. Seit er die Mauern der kleinen Feste betreten hatte, war es, als sei der alte Zauberbann wiederum über ihn gekommen; der Hauch des Friedens, der hier wehte, das schöne Verhältniß, in welchem die beiden Ehegatten lebten, machte auf Lienhard einen unendlich wohlthuenden Eindruck. Es wurde ihm so weich, so sehnsüchtig zu Muth, als solle all' seine gewonnene Standhaftigkeit zu Schanden werden. In seinen Augen, wenn sie mit treuem Blick auf der Mutter ruhten, die seinen Wendungen des Gesprächs zu der bewußten Absicht so gar

nicht folgen wollte, mochte viel zu lesen sein, denn auch das Auge der liebevollen Frau, das sich bisher mit großer Vorsicht gehütet hatte, nahm einen gütigern Ausdruck an und als sie das leise Beben in seiner Stimme hörte, das er zuweilen nicht zu bemeistern vermochte, wurde sie selbst einen Moment befangen, so daß es ihr lieb war, als ihr Gatte, der eine Zeit lang diesem wunderbar um das gerade Ziel sich bewegenden Gespräch ruhig zugehört hatte, kräftig das Wort nahm.

„Ihr braucht Euch ja Eures Thuns nicht zu schämen, Mann!" sagte er. „Daß Ihr den Baiernherzog, der dem Kaiser viel nachtrug, auf bessere Gedanken gebracht, ihn zur Rüstung für unsern Herrn bewogen, — das ist ja eine Ehre für Euch. Und habt Ihr ihm dabei vertrauliche Eröffnungen im Namen unsers tapfern Herrn Max gemacht, welche gewisse angenehme Hoffnungen betreffen, nun so könnt Ihr nicht dafür, wenn er sie nicht auf dem Herzen behalten, sondern sie der Trauten ausgeplaudert hat."

„Ich verstehe Euch nicht, Herr Hager," versetzte Lienhard betroffen. „Meint Ihr den Herzog Albrecht von Baiern, so habe ich nichts dazu beigetragen, daß er sich, wie ich zu meiner Freude höre, jetzt für den Kaiser rüstet. Noch viel weniger habe ich mich unterstanden, ihm Eröffnungen irgend welcher Art zu machen da ich von meinem gnädigen Herrn Erzherzog keine Botschaft an ihn erhalten habe."

„Nun, ereifert Euch nicht!" lachte der Alte. „Ein guter Diener rühmt sich seiner Werke nicht, sondern läßt sie für sich selbst sprechen."

„Ich gebe Euch mein Wort als ehrlicher Mann, daß es so ist, wie ich Euch sage," betheuerte Lienhard.

Herr Hager sah seine Frau an und schüttelte den Kopf. „Nun, dann begreife ich nicht, wie das zusammen hängt," — sprach er. „Die Hetti schreibt doch von ihrer Erzherzogin —"

„Wenn es aber so ist, wie er sagt," unterbrach Frau von Altensteig lächelnd ihren Gatten, „so darfst Du auch nichts ausplaudern, Hager. Ich denk', es wird am Besten sein, wir lassen der Sache ihren Lauf, die der Himmel schon zum Besten führen wird. Erzählt uns lieber von Wien und was Ihr bei den Ungarn erlebt habt." Er hatte schon dem Hausherrn auf ihrem Gange im Allgemeinen kurz erzählt, wie Alles bei Wien stand und schickte sich nun an, ausführlicher davon zu berichten. Das alte Paar hörte ihm aufmerksam zu und unterbrach seinen Vortrag durch manche Frage, besonders nach dem Könige Matthias, von welchem schon bei seinen Lebzeiten so viel erzählt wurde, daß vielleicht nur die Hälfte von den Charakterzügen, welche in seiner Geschichte zu lesen sind, wahr genannt werden kann. Auch der Gräfin Serenyi erwähnte Lienhard und Frau von

Altensteig fühlte sich durch das Bild, das er von ihr entwarf, eher angezogen, als abgestoßen.

„Sie thut mir leid,“ sagte sie. „Denn sie wird doch bald genug zum Bewußtsein kommen, daß sie thut, was einer Jungfrau nimmer ziemt und dann wird sie unglücklich sein.“

Zur Nacht erhielt Lienhard dasselbe Gemach, das er bei seiner ersten Anwesenheit auf dem Altensteig bewohnt hatte. Wie drängte sich ihm der Vergleich zwischen jetzt und damals auf! Was war aus dem eiteln, übermüthigen Knaben, der einst hier geweilt, im Laufe weniger Jahre geworden! Konnte er noch derselbe genannt werden, da sich auch sein Aeußeres gewaltig verändert hatte. Das lockige braune Haar, sein Stolz, das er selbst hier gepflegt und mit duftendem Oel gesalbt hatte, war kurz verschnitten, sein Antlitz gebräunt und männlich, seine Haltung viel weniger zierlich und biegsam, sie mochte den Frauen nicht mehr so gefallen, desto mehr aber den Männern. Er erinnerte sich aller Einzelnheiten seines frühern Hierseins, auch des Moments, wo ihn Hedwig überrascht hatte, als er sich im blanken Stahl eines Schildes im Saale gespiegelt, zuletzt sogar des bösen Traumes, der ihn gegen Morgen geängstigt hatte. In eine Feldschlacht war er noch nicht gekommen, wenn er auch schon manchen Kampf auf seinem Lebenswege bestanden hatte, aber daß er jemals zu

einer feigen Flucht sich wenden könne, wie er sich damals voll Todesangst im Traume erblickt, glaubte er mit Zuversicht verneinen zu dürfen und so lächelte er über seinen Traum.

Ehe er heut, nachdem er fromm und inbrünstig gebetet hatte, den Schlummer fand, war noch sein letztes, schon im seltsamen Zustand zwischen Wachen und Schlafen formlos zerrinnendes Bild das einer friedlichen, gesegneten Zukunft, ohne Wünsche, ohne Sorgen, im seligsten Glücke hier auf dem Altensteig, bis zur letzten Stunde des Lebens. Darüber schlummerte er ein.

Achtes Capitel.

Stillleben.

Ein längeres Bleiben war Lienhard nicht beschieden, seine Pflicht rief ihn wieder aus der Heimath hinweg, aus seinem lieben Oesterreich, das jetzt unter der schweren Hand des Feindes seufzte. Glücklich die abgelegenen Höhen und Thäler, welche der Hufschlag ungarischer Rosse nicht betrat! So hier der Altensteig, wo der treue Hager sein greises Haupt eher dem Schwerte des Henkers Preis gegeben hätte,

als einem Fremden die verlangte Huldigung zu leisten, wie so viele Andere schon gethan. Als Lienhard sich am Morgen verabschiedete, fragte ihn der alte Herr zum ersten Male nach Dietrich von Wolffenegg; er hatte bis dahin vermieden, über Lienhard's persönliche Vergangenheit, deren Berührung ihn schmerzen mußte, mit ihm zu reden, sondern dieselbe für eine abgemachte Thatsache genommen; er konnte ihn aber doch nicht scheiden sehen, ohne ihm, der sich so ganz zu seinem Vortheil verändert hatte, noch ein Wort der Theilnahme zu sagen, womit ihm sonst Frau Elisabeth zuvor zu kommen drohte. Lienhard wußte eine gerade Antwort zu umgehen: es widerstrebte ihm, von dem Manne, der nun seine einst angemaßte Stelle einnahm, Uebles zu reden. Frau von Altensteig, welche nun mütterliche Worte an ihn richtete, enthob ihn der Verlegenheit, von ihrem Gemahle vielleicht doch zum Reden über Dietrich gezwungen zu werden. Er dankte ihr wie ein Sohn für ihre Güte und sprach sich nun gegen sie aus, warum er in dem neuen Verhältniß, in das er einst so plötzlich gestürzt worden sei, nicht habe bleiben können, dort würde er sich in fruchtlosen Mühen und innern Kämpfen verzehrt haben, würde untergegangen sein, nun aber hoffe er, mit Gottes Hülfe, in Ehren durch die Welt zu kommen. Als er dann schied, begegnete er noch einmal dem Auge der gütigen Frau, das forschend auf ihm ruhte und dieser Blick traf ihn so, daß

er plötzlich erblaßte und eines schmerzlichen Zuckens, das um seine Lippen bebte, nicht sogleich Herr werden konnte. Er sprach keine Silbe mehr, um sich nicht mehr zu verrathen, neigte sich vor dem ehrwürdigen Paare und ging.

„Schad' um ihn!" sagte der Greis. „Ich hätte es lieber gesehen, der rothe Diez wär' auf seinem Storchneste bei Burkersdorf geblieben und mein alter Veit hätte keine Zeit mehr gehabt, dem wackern Buben —" hier mußte er jedoch über sich selbst den Kopf schütteln, daß er im Begriff gewesen, eine sündhafte Sprache zu führen und er fragte seine Elsi, was sie zu der ganzen Sache meine. Das bezog sich aber nicht allein auf das Verhältniß, das eben besprochen worden war, sondern noch auf andere Dinge, welche durch den Brief ihrer Tochter aus Tirol den Eltern, wohl gegen den Willen der Schreiberin, Sorgen erregt hatten. Frau Elisabeth konnte dem Gemahl nur antworten, daß sie Alles in Gottes Hand lege, der schon die Macht der Zeit auch an ihrem Kinde werde zum Segen gedeihen lassen.

Die Zeit rollte nun Tag für Tag und Woche für Woche dahin und der Winter zog unmerklich heran, hüllte die Berge in Schnee und unterbrach die Verbindung zwischen den Wohnstätten der Menschen, so daß jedes Gemeinwesen, jede abgesonderte Behausung, auf sich allein beschränkt, oft gar lange ohne alle Nachrichten von dem, was sich in un-

mittelbarer Nähe begab, wie viel mehr von den großen Weltbegebenheiten blieb. Letztere kümmerten das greise Paar auf dem Altensteig aber sehr, denn es war ihnen nicht gleichgültig, wie die Dinge für Oesterreich sich wendeten; Oesterreichs Schicksal schien jetzt an Wien zu hängen, denn fiel Wien, so konnte auch Neustadt, das den Ehrennamen der „allzeit getreuen" trug, sich nicht mehr gegen die vereinigte Macht des Ungarkönigs halten, — wenn nicht unterdessen die träge Reichshülfe, welche der Kaiser zu fordern hatte und doch noch immer nicht erhielt, endlich zum Entsatz herbei rückte. Herr Hager konnte in gewaltigen Zorn gerathen, wenn er seiner Gattin die ganze Erbärmlichkeit der deutschen Wehrverfassung schilderte, welche zwar Kaiser Siegmund, der Luxemburger, vor zwei Menschenaltern, bei der Hussitennoth, auf bessern Fuß zu bringen getrachtet, durch eine Reichsmatrikel, welche Jedem vorschrieb, wie viel er zu stellen habe und den „gemeinen Pfennig" für das Geldbedürfniß, die aber dennoch in der alten Ohnmacht verblieben sei, weil — die starke Reichsobergewalt fehle, um Saumselige oder Widerspenstige zur Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen. Der treue Vasall konnte sich im Eifer so weit vergessen, daß er gegen seine Gattin äußerte: „O, daß mein Herr, der Kaiser, auch wie sein Vater den Namen der Eiserne führte, daß von seiner starken und schönen Mutter Cimburgis von Masovien die

Kraft auf ihn vererbt wäre! — Den Deutschen thut ein eiserner und starker Herr Noth!"

Viel Nachrichten von den Welthändeln gelangten nicht auf den Altensteig und die wenigen, welche aus der Ferne gebracht wurden, waren immer sehr verspätet. Viel Tröstliches enthielten sie nie. Man wußte, daß Wien hart eingeschlossen sei, wenn auch der strenge Winter alle ernstlichen Unternehmungen hinderte. Was der Frühling bringen werde, war nicht vorher zu sagen, aber das Zaudern der deutschen Reichsstände auf der einen Seite und die Thatkraft des Königs von Ungarn auf der andern, ließ keine Hoffnungen aufkommen. Der Pfarrer, welcher in Linz zuweilen beim hochwürdigen Herrn Bischofe zur Audienz kam, hatte dort, wie die Kirche ihre Verbindungen durch alle Länder unterhält, von den Gewaltmaßregeln in Ungarn Dinge vernommen, die er mit Entsetzen auf dem Altensteig erzählte. Matthias Corvinus hatte selbst den Erzbischof von Kolocza, welcher ihm über die hohen Steuern, — bis zu einem Ducaten auf den Kopf, — ernstliche Vorstellungen gemacht, verhaften lassen. Seine Kriegsleute galten ihm Alles, ja er solle, gleich dem Perserkönige Cyrus im blinden Heidenthume, jedweden Reiter oder Fußknecht seines Heeres bei Namen kennen! Darum liefen sie auch Sturm für ihn, als ginge es zum Tanze. Wer sollte da widerstehen?

Der Frühling kam endlich und brachte zum Theil schon die Erfüllung der bösen Befürchtungen. Es verlautete, daß in Wien Hungersnoth ausgebrochen sei, die nur zuweilen, wenn es den Hauptleuten des Kaisers gelinge, der bedrängten Stadt einmal etwas Zufuhr durchzuschlagen, wieder ein wenig gemäßigt werde. Aus Deutschland hörte man, daß die Rüstungen allerdings betrieben würden und ein berühmter Held, Albrecht der Beherzte von Sachsen, das Reichsschwert gegen den Feind führen werde; wie weit aber das Aufgebot gediehen, wußte Niemand zu sagen. Im nahen Baierlande war es still, wenigstens verlautete von dorther nichts. Endlich kam doch von dieser Seite eine glückverheißende Nachricht, welche gar keinem Zweifel unterworfen war, da sie, nachdem die Straßen wieder gangbar geworden, durch einen Boten aus Tirol gebracht wurde. Hedwig schrieb ihren Eltern unter dem ersten Eindrucke der Freude, welche das Ereigniß in ihr geweckt hatte, daß es Herzog Albrecht von Ober-Baiern endlich gelungen sei, die Einwilligung des Kaisers zu einer Verbindung mit der Erzherzogin Kunigunde zu erlangen, daß der Herzog das kaiserliche Schreiben, durch welches er den längst insgeheim geschlossenen Bund der Herzen gekrönt, dem Erzherzoge Siegmund, unter dessen Obhut die Fürstin stehe, vorgelegt habe und nun dem Glücke der geliebten Herrin nichts mehr im Wege stehe. Sie selbst, Hedwig, habe von der stillen

Neigung, welche dieselbe mit edler Zurückhaltung, so gegen den Herzog, wie gegen ihre eigenen Verwandten, stets zu verschleiern gewußt, nur eine Ahnung, niemals Gewißheit gehabt, nun aber sei auch ihre Freude um so größer. Der Erzherzog Siegmund, dessen Zärtlichkeit gegen seine Nichte gewiß der ihres eigenen Vaters nicht nachstehe, habe in seinem Entzücken über ihr Glück nun gleich eine Urkunde ausgestellt, in welcher er ihr sein ganzes Land Tirol als Heirathsgut verschrieben.

Herr von Altensteig erschrak, als ihm seine Gemahlin diese Stelle des Schreibens vorlas. „Das Land Tirol an Baiern!" rief er mit Heftigkeit. „Das ist nicht möglich, das kann mein Herr, der Kaiser, nimmer genehmigen — ein so herrliches Erbgut, ein Volk, an Treue so fest wie seine Berge, soll dem Hause Habsburg genommen werden? Das dulden die braven Tiroler nimmer! Die Sturmglocken werden läuten vom Paß Strueb bis an die wälsche Grenze und mein junger Aar, der Max, ist ja auch noch da!" schloß er, sich beruhigend. „Lies weiter, Elsi."

Die Tochter sprach sich über diese Angelegenheit ihres Vaters würdig aus. Sie glaubte, daß auch die Erzherzogin diese Schenkung, welche ihrem eigenen Hause zum großen Schaden gereiche, gar nicht annehmen werde. — Ganz verloren folgte noch die Bemerkung, daß es Lienhard,

der im Dienste seines Herrn eine große Thätigkeit in Wien sowohl, als bei dem Könige von Ungarn entwickelt habe, durch seine Bemühungen geglückt sei, das kaiserliche Schreiben der Einwilligung auszuwirken, wobei ihm die große Gunst, in welcher er einst beim Kaiser gestanden, wohl zu Statten gekommen sei. — „Wie stimmt das mit seiner Betheurung als ehrlicher Mann, weißt Du noch, Elsi, im verwichenen Herbst?“ fragte Hager, die Stirn in Falten ziehend. „Ich weiß es noch genau. Er läugnete uns ab, was die Hetti geschrieben hatte, daß er dem Herzoge hinterbracht habe, wie günstig ihm der Kaiser gestimmt sei und daß er ihm wohl noch die Zustimmung auswirken werde.“

„Zwischen damals und heut liegt aber viel Zeit,“ erwiederte Frau Elisabeth, „da kann er's schon gethan haben.“

„Aber dann hat er mich doch belogen — denn es stimmt nun Alles, was er damals geläugnet und er hat mir doch sein Wort als ehrlicher Mann gegeben!“ wiederholte Hager. „Das möcht' ich schon wissen!“

„Laß gut sein, Hager!“ sagte Frau Elisabeth sanft. „Zu uns kommt er wohl nimmer und es ist schon recht so.“

Einige Zeit verging nun wieder in gewohnter stiller

Weise und es schien, als wär' es dem alten Herrn ganz lieb, wenn er nichts aus der Welt hörte, da es doch nicht viel Erfreuliches sein konnte. Er hätte nur ein einziges Mal, wie er zuweilen äußerte, seinen Herrn, den Kaiser, sehen und sprechen mögen, der wohl Keinen mehr hatte, gegen den er sein verschlossenes Herz ausschüttete, seit er zu dem Entschlusse gekommen war, sich von seiner Tochter, der er sonst Alles vertraute, zu trennen und sie nun gar seinem bisherigen Feinde zur Gemahlin zu geben. Hager war der Meinung, daß er es doch am Ende gethan, um sich den Beistand des klugen und kräftigen Baiernherzogs zu gewinnen und lobte seinen Herrn, daß er nicht um größern Vortheils willen einst dem Könige von Ungarn seine Tochter gegeben habe: Albrecht war doch ein Deutscher und ein geborner Fürst. „Und," setzte Frau Elisabeth hinzu, „die Erzherzogin hat ihm ihr Herz zugewandt, das ist doch die Hauptsache."

In den Waldbergen war es so schön, daß man wohl Alles vergessen konnte, was draußen in gegenseitiger Verschuldung das Leben, das der Herr seinen Menschen zum Frieden und zum Segen gegeben hat, mit Elend und Noth verkümmerte. Wenn das fromme Paar zuweilen zu der schön gelegenen Kapelle der Mutter Gottes ging, um dort seine Andacht zu verrichten, und von dort der Blick über das schöne, reiche Land schweifte, das sich bis zu dem blitzenden Strome

und fernhin zu den noch im Silberschnee schimmernden Riesenhäuptern der Salzburger Alpen zog, dann seufzte Hager wohl in dem Gedanken der schweren Heimsuchung, welche über sein geliebtes Oesterreich gekommen war, aber ein Aufblick zu dem Gnadenbilde tröstete ihn wieder und er kehrte, nachdem er die Kraft des Gebetes erfahren, mit stillem Vertrauen zu Gottes unerforschlichem Rathschluß in sein Haus und seine Berge zurück. Seine Gesundheit war so weit gestärkt, daß er wieder kleine Wanderungen unternehmen und im grünen Walde gelegentlich auch sein Schießzeug, das lange unbenutzt an der Wand gehangen, gebrauchen konnte. Er that es aber nur gegen Raubvögel, die er mit großer Geschicklichkeit zu erlegen wußte. Das Wild, dessen Schonzeit außerdem schon eingetreten war, überließ er auch sonst Andern, denen die Jagd Freude machte. Er ging nun gleichfalls wieder hinaus auf die Aecker, welche auf den flachen Hängen oder im Thalgrunde urbar geworden, und beaufsichtigte den Feldbau seiner Bauern, was sonst kein Lieblingsgeschäft der Grundherren war, die es meist ihren Vögten überließen, zu ihrem eigenen und noch mehr zu ihrer armen Unterthanen Schaden, die von den unbarmherzigen und eigennützigen Vögten auf das Empörendste gedrückt und gemißhandelt wurden. Das war auf dem Altensteig aber seit Menschengedenken nicht mehr der Fall gewesen, weil die Hagers von Geschlecht zu

Geschlecht als gütig gegen ihre Leute bekannt, sich selbst um das Ihrige bekümmert hatten, und noch in letzter Zeit Frau von Altensteig während der Leiden ihres Gemahls, die ihn an das Zimmer fesselten, die thätigste Wirthin gewesen war. Nun freute sie sich, auch ihren Gatten wieder so rührig zu sehen.

„Auf einen Streithengst kann ich freilich nicht mehr steigen, Elsi," sagte er heiter, „aber ich denke, wir werden wohl noch eine Mandel Jahre mit einander aushalten, nun ich wieder Herr meiner Gliedmaßen bin. Zum Herbst kommt dann die Hetti nach Haus, eine Helferin. Was schaust Du mich auf einmal so an?"

„Männer sind auch neugierig, brauchen aber nicht Alles zu wissen," erwiederte Frau Elisabeth scherzend, um zu verbergen, daß der Ausdruck „Helferin" sie durch eine sie selbst befremdende Gedankenverbindung überrascht habe. Sie schämte sich des Anklangs, wofür sie doch nicht konnte, er lag in dem Worte! Schnell fuhr sie fort, von der Heimkehr der Tochter zu sprechen, bis zu welcher freilich noch manch' Tröpflein Wasser aus der klaren Quelle, an welcher dies Gespräch Statt fand, zu Thal fließen mußte. Hedwig hatte der Erzherzogin die Bitte ausgesprochen, sie nach ihrer Vermählung aus ihrem Dienste in die Heimath zu entlassen, da sie die Eltern nicht länger meiden könne, die ihrer wohl auch im Hauswesen bedürften. Auf

diesen Wunsch war die Erzherzogin gütig, wie immer, eingegangen; Hedwig in ihrer Bescheidenheit hatte aber nicht ausgesprochen, wie schmerzlich der Herrin schon der Gedanke einer Trennung von ihr gewesen sei. Herzog Albrecht hatte sie damit zu versöhnen gewußt und es war Hedwig vorgekommen — was sie jedoch ihren Eltern eben so wenig geschrieben hatte — daß es ihm nicht unlieb gewesen, die Vertraute seiner künftigen Gemahlin nicht mit in Baierland zu haben. Fühlte er vielleicht Eifersucht auf die Liebe, welche die Erzherzogin ihrer Hedwig weihte? Oder hatte er einen andern geheimen Grund, das tiefblaue klare Auge des jungen Mädchens, das oft so forschend auf ihm ruhte, zu scheuen?

Im Herbste sollte die Vermählung zu Innsbruck gefeiert werden, welche Erzherzog Siegmund mit aller Pracht auszustatten gedachte; mochte der Kanzler die Mittel dazu schaffen! Es war ja doch nicht zu erwarten, daß bis dahin der Krieg, der immer unheimlicher tobte, ausgefochten sein würde, so daß man den Kaiser hier sehen oder er gar zu Wien in seiner eigenen Hofburg das Fest begehen konnte. Der Kaiser hatte überhaupt seit den Schreiben, welche Herzog Albrecht überbracht hatte, kein Lebenszeichen von sich gegeben; die schweren Sorgen der Zeit nahmen ihn wohl ganz in Anspruch. So war denn der Erzherzog Siegmund Brautvater und wollte sich mit der Vermählungs-

feier eine rechte Freude bereiten, so daß ganz Tirol zehn Jahre lang davon sprechen sollte. Es kam aber Alles anders, als Hedwig darüber an ihre Eltern berichtet hatte, und ehe noch der erste Schnitt in das reife Korn gethan war, langte eines Abends vor Sonnenuntergang plötzlich die Tochter auf dem Altensteig an.

Das erste Gefühl der Mutter, als ihr die Nachricht gemeldet wurde, war ein schreckhaftes: sie mußte an ein Unglück denken, das diese Aenderung in den frühern Beschlüssen veranlaßt habe. Hedwig's Aussehen, als sie der Mutter in die Arme sank, schien diese Befürchtung zu bestätigen: sie war viel blässer geworden, seit sie zuletzt von den Eltern gesehen worden. Sollte sie denn wirklich nicht vermocht haben, den Traum ihrer Jugend zu vergessen? Wie hatte sie einst selbst darüber gedacht und gesprochen!

Der Vater bemerkte nichts von Allem und seine Freude über die Heimkehr der Tochter war ungetrübt.

„Was ist da viel zu fragen!“ rief er, seine Gattin unterbrechend. „Ein langer Brautstand taugt nimmer, die Zeiten sind schlimm, der Bräutigam will seine Sache in Richtigkeit haben, ehe er den Harnisch anthut und sein Panier für den Kaiser, seinen Herrn Schwiegervater, fliegen läßt! Komm, Hetti. Nun bleibst Du bei uns und mir soll Keiner mein Kind so leicht entführen, als dem Kaiser.“

Hedwig wurde bei dieser Rede noch bleicher und erst im Saale, als sie nun zu traulichem Bleiben auf Nimmertrennung eingerichtet mit den geliebten Eltern vereint saß und ihr Herz an der Freude gelabt hatte, den Vater so wunderbar gekräftigt, die Mutter gesund, wie immer, zu erblicken, fand sie Worte, das Unerhörte zu erzählen, das sich begeben hatte.

Die Vermählung des fürstlichen Paares war auf dringende Bitten des Herzogs früher vollzogen worden, als es Anfangs beschlossen gewesen, und nicht mit rauschender Festlichkeit, sondern in aller Stille. Dann hatten die Neuvermählten noch eine kurze Zeit auf Schloß Amras bleiben sollen, das für sie eingerichtet worden war: der Oheim hatte sich, als er nachgab, das wenigstens ausbedungen. Aber am Tage nach der Vermählung schon war der Herzog mit seiner jungen Gemahlin und seinem ganzen Gefolge von Amras aufgebrochen und hatte dem Erzherzoge nur in freundlichen Worten seine Abreise, welche schleunigst nöthig geworden, melden lassen. Hedwig war zu Innsbruck bei der Gemahlin des Landesherrn, die sie einstweilen ihren Jungfrauen zugesellte, zurückgeblieben, da ihre Herrin sie nach dem letzten Ehrendienst bei der Vermählung auf ihren Wunsch bereits entlassen hatte; hier konnte sie jetzt noch für die Abwesende, welcher der Oheim in seiner gestörten Freude viel Unwillen nachtrug,

versöhnliche Worte sprechen. Aber noch ehe für sie selbst die Anstalten zu dem versprochenen sichern Geleit nach der Heimath getroffen waren, kam eine beunruhigende Nachricht über die andere an, grad' als müßten sie alle, wie die getrennten Sprudel eines Wasserfalls in einen Abgrund zusammen stürzen. Der Kaiser sandte seinem Vetter eine Botschaft, in welcher kein Wort von der Vermählung, nicht einmal von dem Brautstande seiner Tochter zu lesen war: bei einem so bedachten Herrn, der sein Kind über Alles liebte, ganz unbegreiflich. Er grüßte im Gegentheil seinen Liebling mit trauten Worten und sprach seine Hoffnung aus, daß er mit der Reichshülfe, die nun in's Feld zu rücken bereit sei, Wien zu retten gedenke, wo dann Kunigunde wieder an seine Seite kommen und sich nimmer von ihm trennen solle. Der Erzherzog war ganz unglücklich über dies Räthsel, und was ihm seine Gemahlin voll ernster Besorgniß unter vier Augen darüber gesagt, das erfuhr zwar Hedwig nicht, aber sie traf mit ihren eigenen Gedanken wohl ziemlich dasselbe. Dann lief auch bald auf außergewöhnlichem Wege ein Schreiben aus den Niederlanden vom Erzherzoge Maximilian ein, welches seine baldige Ankunft meldete, mit dem Zusatze, daß er gar Viel mit seinem Herrn Oheim zu ordnen und zu besprechen habe, daher er ihn bitte, sich unterdessen in keine ernste Unterhandlung mit Nachbarn oder Fremden einzulassen; es sei eine Fälschung

geschehen, wie man noch keine erlebt habe, den Urheber habe er schon bestraft, aber er fürchte, daß damit noch nicht aller Brand ausgetreten sei und sich leicht noch ein Feuer entzünden könne. Nach kaum drei Tagen war hierauf dem Ueberbringer dieses Schreibens ein zweiter Bote auf dem Fuße gefolgt, nicht vom Erzherzoge Max selbst, sondern von seinen Getreuen, welche nach Deutschland meldeten, daß die Bürger der flandrischen Städte noch immer in ihrer Weigerung beharrten, den Erzherzog als Vormund seines jungen Söhnleins, des Herrn der Niederlande, anzuerkennen und daß alle Unterhandlungen, den Knaben seinem Vater nur auszuliefern, sich wieder zerschlagen, so daß der Erzherzog jetzt nicht nach Deutschland kommen könne, er lasse aber seinen erlauchten Herrn Oheim dringend warnen, sich nicht durch verfälschte Schreiben, die etwa von ihm selbst oder gar von seinem Herrn Vater, des Kaisers Majestät, in gewissen, das Haus Habsburg irgend betreffenden, Angelegenheiten überbracht werden möchten, täuschen zu lassen; vorzüglich einem gewissen Lienhard Helfer, den er um solcher Treulosigkeit willen gestraft, nicht zu trauen, sondern ihn, dafern er sich in Tirol zeige, des Landes zu verweisen.

Hedwig hatte sich mit aller Kraft des Willens, deren dies junge, starke Herz fähig war, gewaffnet, um diesen Punkt ihrer Erzählung fest und ruhig vorzutragen, und es gelang ihr auch, nur ihre noch tiefer erblassende Wange verrieth

dem Auge der Mutter, was dabei in ihrem Innern vorgehen mochte.

Der Vater fuhr heftig auf. „Und der Bube hat mir sein Wort als ehrlicher Mann gegeben! Versteh' ich Alles recht, so ist das Schreiben des Kaisers mit der Einwilligung zur Heirath der Erzherzogin gefälscht und der Schreiber, dessen Kunst sich dem Feinde verkauft hat, ist Lienhard gewesen — den wir hier aufgenommen haben, wie einen Sohn!"

„Glaubst Du daran, Hedwig?" fragte die Mutter.

„Nein," erwiederte die Jungfrau sanft, aber fest.

Sie hatte ihr Zeugniß abgelegt, an einen Verrath Lienhard's glaubte sie nimmer und hielt ihr Wort aufrecht; die Mutter wußte den Vater abzulenken, daß er nicht schärfer seine eigene Ansicht vertheidigte und Hedwig mußte ihre Erzählung beendigen. Es hatte sich dann, als der Erzherzog Siegmund auf Betrieb seiner Gemahlin der Wahrheit eifrigst nachgeforscht, wirklich ergeben, daß der Kaiser niemals daran gedacht, seine Zustimmung zu der Verbindung seiner Tochter zu ertheilen, daß jenes Schreiben also ein untergeschobenes gewesen sei, durch wen, blieb zweifelhaft. Denn es war nicht anzunehmen, daß ein Fürst von so hoher Gesinnung sich dieses Mittels bedient haben könne, er hatte gewiß im guten Glauben daran gehandelt. Auf weitere Erörterungen ließ sich Hedwig nicht ein; sie

hatte überhaupt nur noch diese Ermittelung zu Innsbruck abgewartet, um dann ungesäumt nach ihrer Heimath zurückzukehren, wo sie am Herzen ihrer Mutter Trost und Frieden zu finden wußte. Den Altensteig wollte sie nie mehr verlassen.

Neuntes Capitel.

Die Belagerung von Wien.

Wir aber müssen die friedliche Stätte, ein Asyl in wildbewegter Zeit, wieder verlassen und vom traulichen Heerde, wo Eltern und Kind in treuer Liebe verbunden ein stilles, einfach schönes Leben führen, hinaus in die hochgehenden Wogen, um Lienhard's verlorenes Schifflein aufzusuchen. Er hatte zu schnell die Gunst und das Vertrauen seines Herrn gewonnen, darum besaß er der Neider viel, die sein lauterer Sinn gar nicht erkannte. Was in Deutschland während seiner Bestrebungen für das gute Recht des Erzhauses, dem er sein ganzes Leben geweiht hatte, geschehen war, der kühnste Handstreich, durch welchen jemals ein Liebender das Herz der treusten Tochter gegen den Sinn ihres Vaters, ihre Hand ohne dessen Einwilligung, wohl aber im festen Glauben daran, gewonnen hatte,

war durch Zufälligkeiten mancherlei Art, welche Lienhard's Feinde schnell zu benutzen verstanden, das Mittel geworden, ihn als das Werkzeug zu verdächtigen, dessen sich die Anstifter jenes unerhörten Beginnens bedient hatten. Wäre es möglich gewesen, diesen Verdacht in dem edlen Gemüth des Erzherzogs zur Gewißheit zu steigern, so würden sie Lienhard vernichtet haben. Das Verbrechen wäre zum Frevel in der geheiligten Majestät, zum Hochverrath gestempelt worden. Aber es waren hier doch zu viel Rücksichten zu nehmen, wer kannte den wahren Zusammenhang des räthselhaften Ereignisses? Personen konnten im Spiele sein, an die sich eine offene Verfolgung der Sache nicht wagen durfte. Also mußte ein geschickt angelegter Trug Lienhard der Verletzung angelobter Verschwiegenheit über Interessen seines Herrn, der eigenmächtigen Aenderung von Schriftstücken, wozu er seine Kunst gemißbraucht, endlich absichtlicher Fälschung aus Eigennutz beschuldigen und da Lienhard im guten Bewußtsein verschmähte, sich zu rechtfertigen, hatte er es seinen Feinden selbst leicht gemacht, den Erzherzog, welcher nichts mehr haßte, als hinterlistiges Treiben, zu bewegen, daß er einen Menschen, dem er nicht mehr unbedingt trauen konnte, von seiner Person entfernte. Nachher hatte man ihm ungescheut die ganze Fälschung, welche den Herzog von Baiern zu seinem Ziele geführt, untergeschoben. Wie aber bei jedem Gerücht

in der Regel ein Körnlein Wahrheit ist, so wußte man allerdings, daß Lienhard auf seiner Rückreise den Herzog Albrecht aufgesucht und eine kurze Zeit zu München verweilt habe — in welcher Absicht, hatte er nicht für nöthig erachtet, als er danach gefragt wurde, zu erzählen. Sein Herr, der Erzherzog, wußte es, das war genug. Ihm hatte er berichtet, wie er zuerst den Gedanken gefaßt, Herzog Christoph zu gewinnen, welchem die bairische Ritterschaft, die ihn vergötterte, wohl in einem allgemeinen Drange, wie zu einem Kreuzzuge gefolgt wäre, daß er ihn aber in neue Händel mit seinem Bruder verwickelt getroffen, welche mit seiner gänzlichen Unterwerfung geendigt, daß er daher gesucht, nun Herzog Albrecht zur kräftigen Unterstützung des Kaisers zu bewegen, wobei dieser nicht undeutlich zu verstehen gegeben, welchen Preis er dafür erwarte. Gleichwie aber Lienhard auf dem Altensteig entschieden in Abrede gestellt, daß er sich unterfangen, über diese Verhältnisse sich unziemliche Urtheile oder Andeutungen zu erlauben, so hatte er es auch gegen seinen Herrn gethan. Ein solches Gerede, wie es ihm später verderblich geworden, hatte sich schon in Baiern und dann auch am Hofe zu Innsbruck verbreitet; bei der Ungewißheit über Lienhard's Person und Aufträge war es gar nicht unglaublich gewesen, denen am wenigsten, welche, wie Hedwig, um seine frühern Beziehungen zum Kaiser wußten. Zur Last

fiel ihm ja dabei nichts, das Werk eines Friedensvermittlers konnte ihn nur ehren. Sie hatte in diesem Sinne nach Hause geschrieben. Als dann der schwarze Verdacht auf ihn fiel und die Fälschung bekannt wurde, gewann freilich Alles eine andere Bedeutung und Hedwig war vielleicht die Einzige, welche noch an eine mögliche Rechtfertigung seiner Lauterkeit glaubte.

Wo weilte er jetzt, nachdem der Versuch, sich bei seinem Herrn Gehör zu verschaffen, gescheitert war? Er hatte die Niederlande verlassen; mit dem Wenigen, das er sich in seinem Dienste hatte sparen können, wollte er sich den Weg zu neuer Thätigkeit bahnen. Nicht auf gut Glück, wie einst, ging er wieder in die weite Welt, sondern er hatte ein festes Ziel vor Augen. Bis jetzt hatte er den Gedanken, sich dem Kaiser zu nahen, der ihn doch dazu aufgefordert hatte, entschieden von sich fern gehalten; jetzt glaubte er es seiner Ehre schuldig zu sein. Denn war er auch nicht hoch geboren, hatte er Alles hingeben müssen, was er einst sein genannt, die Ehre hatte er doch mitgenommen, die nimmer an die Geburt geknüpft ist. Der Kaiser war gegen ihn immerdar gnädig gewesen, bei ihm fand er Glauben, wenn er seine Unschuld betheuerte. Das nur wollte er, sonst keinen Gnadenbeweis, kein Geschenk suchen, dann gedachte er nach Wien zurückzukehren und nach seinen Kräften an der Vertheidigung

Theil zu nehmen: dadurch bewies er ja seine Treue durch die That.

Es war aber schwer, den Kaiser zu finden, der im Reiche, wo seine Gegenwart nöthig schien, bald hier bald dort residirte, die Fürsten zu ihrer bewilligten Reichshülfe gegen Matthias Corvinus antrieb und auch mit den Vorbereitungen zu einem Reichstage in Frankfurt beschäftigt war, um den Erzherzog Maximilian zum römischen König wählen zu lassen. Lienhard hörte unterwegs überall davon reden, daß ein kleiner Heerzug von 8000 und ein großer von 34,000 Mann ausrücken solle, letzterer alsbald; aber nirgend erblickte er rechte Anstalten. Die Fürsten sollten das Geld dazu erst von ihren Unterthanen nach einem gewissen Anschlag erheben, mit den Städten mußte der Kaiser erst durch Bevollmächtigte handeln, wie viel sie zu übernehmen gedächten. Ulm und Nürnberg hatten sich zu 2000 Gulden, Augsburg zu 1676, Frankfurt zu 1600 Gulden erboten! Das Alles sollte auf einem nächstens zu haltenden Reichstage geordnet werden. Lienhard sprach sich über diese Erbärmlichkeit und das Bedürfniß eines starken Reichsregiments in einer kleinen fränkischen Reichsstadt im gerechten Unwillen so lebhaft aus, daß er von Seiten des Stadtregiments fast als ein Friedensbrecher behandelt worden wäre. Endlich erreichte er das kaiserliche Hoflager, auf der Reise nach Aachen begriffen, zu

Onolzbach, wo Kurfürst Albrecht Achill von Brandenburg, der treuste Anhänger des Kaisers, dasselbe gastlich aufgenommen und Friedrich versprochen hatte, alt und krank wie er war, ihn zum Reichstage zu begleiten, um seine Stimme, welche unter den Fürsten etwas galt, für Maximilian wirken zu lassen. Aber der einfache Wandersmann fand keine Audienz, ja es gelang ihm nicht einmal, dem Kaiser seine Anwesenheit kund zu geben, denn der Kanzler, an welchen er sich wendete, behandelte ihn, obgleich er ihm sonst, als er beim Kaiser in hohen Gnaden gestanden hatte, gar freundlich gesinnt gewesen war, mit einer Hast und Abneigung, die ihm auffiel. Er rieth ihm, keinen Versuch zu machen, beim Kaiser vorgelassen zu werden, wenn er sein Leben lieb habe, der Kaiser halte es für ausgemacht, daß er wirklich in eine gewisse Angelegenheit — die er nicht näher bezeichnen wolle — seine Hand gemischt und sei gegen ihn erzürnt, wie er noch gegen keinen Menschen gewesen. Um so mehr wünschte Lienhard, selbst auf Gefahr seines Lebens, vor das Antlitz seines Gebieters, das er nicht zu scheuen brauchte, zu treten. Der Kanzler mochte aber seine guten Gründe haben, das um jeden Preis zu verhindern, und noch an demselben Abende wurde Lienhard in seiner Herberge durch einen Befehl überrascht, die Stadt noch vor der Vesperglocke zu verlassen, zwei markgräfliche Reiter waren bereit, diesem Befehle

Achtung zu verschaffen. Er fügte sich mit Bitterkeit im Herzen. Da fielen ihm plötzlich die Worte des Königs von Ungarn ein: „Wenn Du einmal brodlos bist, so komm zu mir, ich werde für Dich sorgen.“ Was hielt ihn denn ab, zu Matthias zu gehen, zu dem schon, wie er selbst gesagt, Bessere gekommen waren? Er hatte ihm obenein versprochen, daß er nicht gegen den Kaiser und sein Vaterland streiten solle! Die Bande, welche ihn an seinen Herrn und dessen Haus geknüpft hatten, waren ja zerrissen und nicht durch seine Schuld; er war ungehört gerichtet und verstoßen worden, während der Mann, welcher vielleicht die That begangen hatte, für welche er büßte, ihn heut wie einen Strolch und Zigeuner durch reisige Knechte auf die Landstraße treiben ließ! Warum ging er nicht hin, wo ihm Ehren winkten? War es sein gut österreichisches Herz, das ihn nimmer von der Treue abzufallen erlaubte? Er hatte die bittere Stunde schon überwunden, noch ehe er auf dem Wege nach Gunzenhausen die erste Waldstrecke, erreicht hatte und sein Entschluß stand noch immer unerschüttert. Er wollte nun ohne weitern Aufenthalt nach Wien ziehen und in die Stadt zu gelangen suchen, wozu ihm des Königs Paß, den er sorglich aufbewahrt hatte, die besten Dienste leisten mußte. Dieser war auf keine bestimmte Zeit und Straße ausgestellt, sondern sicherte ihm gegen ungarische Kriegsvölker überall ungehindertes Fortkommen.

Je näher er hinter Ingolstadt der österreichischen Grenze kam, desto schlimmer wurden die Nachrichten, die er unterwegs und in den Nachtlagern hörte. Nach Einigen sollte Wien so hart eingeschlossen sein, daß keine Maus hinein und heraus könne, und in der unglücklichen Stadt bereits die furchtbarste Hungersnoth wüthen. Andere behaupteten gar, sie habe sich dem Matthias schon ergeben. Lienhard beschleunigte seine Reise soviel er konnte. Die kurze Unterredung, welche er mit dem Kanzler gehabt, hatte ein seltsames Licht auf die Gesinnung gegen die Stadt in der Umgebung des Kaisers geworfen: man schien es ihr nicht vergessen zu haben, daß der Kaiser einst in seiner Burg belagert worden war und seine Hofleute gehungert hatten und ein Paar Worte, die der Kanzler fallen ließ, sprachen einen gewissen Hohn über ihre jetzigen Leiden aus. Lienhard wollte sie theilen. Auch die Liebe zu seinen Verwandten, welche die Zeit des Umgangs mit ihnen genährt und gestärkt hatte, trieb ihn an. Dort war ja der einzige Platz, wohin er noch gehörte. Er fand wenigstens für die nächste Zeit dort ein Feld der Thätigkeit, darüber hinaus dachte er nicht, denn es war ihm vielleicht im Kampfe ein ehrenvoller Tod beschieden. Was überhaupt, wenn die Hauptstadt etwa gar mit Sturm genommen, das Schicksal der Ueberlebenden sein würde, das malte er sich nicht aus oder tröstete sich, daß er dann vielleicht für die Seinigen etwas

werde thun können. Er dachte dabei an den König oder flüchtig auch an Helena Serenyi, des Königs Verwandte, die sich ihm verpflichtet geglaubt. Wäre es ein Unrecht gewesen, diesen Glauben für einen guten Zweck zu benutzen? Aber er hatte ihn ja schon selbst widerlegt und es war thöricht, wieder darauf zurück zu kommen.

In der Nähe von Wien wurde er mehrmals von ungarischen Streifparteien angehalten, aber der Paß des Königs verschaffte ihm stets freien Weg. Nur mußte er jetzt von der Straße abweichen, um auf irgend eine Weise heimlich in die Stadt zu gelangen, denn er konnte sich wohl sagen, daß dazu der Paß nicht ausreichen, sondern daß man ihn, auf diesem Vorhaben betroffen, gewiß erst in das Lager führen und einer strengen Prüfung unterwerfen werde. Ueber den König hatte man ihm auf Befragen keinen rechten Bescheid gegeben; es hieß, er werde erst in einigen Wochen beim Heere eintreffen, da er sich in wichtigen Angelegenheiten in sein Reich nach Ofen begeben habe. Landleute, welche Lienhard sprach, wollten aber wissen, daß er doch insgeheim hier sei und in Laxenburg hause. Es war Lienhard ein Stich durch das Herz, den Feind in dem kaiserlichen Lustschlosse zu wissen, dessen Herrlichkeit ihn stets, wenn er mit seinem Herrn dort gewesen war, entzückt hatte. Er kannte dort jede Stelle in den schönen Ziergärten und Wildgehegen, er wußte, daß Her=

zog Albrecht III. es vor hundert Jahren, mit Hülfe des berühmten Palladius erbaut, daß die Marmorbilder, die er oft bewunderte, einst in dem verfallenen Schloß am Kahlenberge gestanden hatten. Und all' diese Schönheit war nun in den Händen der Feinde! Es reizte ihn, sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, denn er glaubte, wenn der König dort sei, nichts zu wagen; aber er widerstand diesem Gelüst, wie er allen Verlockungen seiner Phantasie widerstand, die ihn nur zu oft aus der strengen Wirklichkeit, welcher sein Leben unwiderruflich geweiht war, in ein Zauberland verheißungsvoller Träume führen wollten. In Laxenburg konnte er nichts helfen, sein Ziel war Wien.

Es gelang ihm, auf Schlupfwegen, die ihm ein Jägersmann zeigte, bis hart an Währing zu kommen, wo er, wie rings um Wien, zwar auch die Wege besetzt fand, aber doch nicht so stark, als auf der Süd- und Westseite, in der Nähe des großen, verschanzten feindlichen Lagers. In einem Versteck wartete er die todte Mitternacht ab und schlich dann, von der Dunkelheit begünstigt, mit seinem Führer unentdeckt durch die feindlichen Posten; der Jäger hatte dies Wagstück schon mehrmals ausgeführt und seinen Verwandten in der Stadt Lebensmittel gebracht. Er erzählte, daß es drinnen sehr traurig aussähe und die Stadt sich schwerlich bis in den Winter halten werde, wenn der Kaiser nicht bald mit seiner Hülfe erschiene. Lienhard

nahm dem Manne diese Hoffnung nicht, aber er selbst wußte nur zu gut, daß wenig Aussicht dazu vorhanden sei. Bald darauf klopften sie an das Schottenthor und erhielten freudig Einlaß, da die Wächter an dergleichen Besuch treuer Nachbarn bei nächtlicher Weile gewöhnt waren, welche ihnen, wenn auch nicht immer unschätzbaren Mundvorrath, doch Nachrichten von außerhalb brachten. Lienhard trennte sich nun von seinem Führer und suchte für den Rest der Nacht wiederum im nahen Schottenkloster ein Unterkommen, da er beim innern Thore den schwierigern Eingang in der Nacht kaum erlangt haben würde. Der Pförtner, dem er sich nannte, erinnerte sich seiner und nahm ihn in seine Zelle auf, wo an Schlaf nicht mehr zu denken war. Am frühsten Morgen schon mußte er zum Abte kommen, um die Zeitverhältnisse, die sich für Wien immer trauriger gestalteten, zu besprechen und erst viel später, als er gewollt hatte, konnte er nach der Landskrongasse zu seinen Großeltern gehen.

Leni war die Erste, die er im Hause traf. Sie freute sich bei seinem Anblick, aber ihre treuen braunen Augen füllten sich auch sogleich mit Thränen tiefer Bekümmerniß. Die Großmutter war krank, die Sorgen und Entbehrungen, welche sie sich auferlegt hatte, damit es nur den Andern im Hause an nichts fehlen möchte, hatten endlich auch ihren rüstigen Körper erschöpft. Leni war jetzt auf dem

Wege, bei guten Nachbarn nur um ein wenig Fleisch zu bitten, da sie auch mit Geld heut keins aufzutreiben gewußt hatte, — und Lienhard hatte sich vielleicht in seinem Leben noch nicht so beglückt gefühlt, als jetzt, wo er sein Ränzel öffnen konnte, das er vorsorglich unterwegs, wo es irgend möglich gewesen, mit Lebensmitteln gefüllt hatte, da er wußte, wie es an manchen Dingen in der Stadt gebrach. Die Schwester fiel ihm um den Hals und küßte ihn, gegen den sie sonst immer noch eine schüchterne Zurückhaltung gezeigt, mit dankbarem Entzücken, dann eilte sie, der kranken Großmutter des Bruders Ankunft zu melden und ihr ein Labsal zu bereiten. Der Großvater war nicht daheim, sondern heut auf der Wacht am Stubenthore. Der alte Mann ließ es sich nicht nehmen, wie der jüngste Bürgerssohn an der Bewachung der Stadt Theil zu haben und ging überall mit dem besten Beispiel voran. Lienhard nahte sich vorsichtig der kranken Frau, welche er schwächer fand, als er gefürchtet hatte. Sie sah ihn nur liebevoll an und machte eine schwache Bewegung, ihm die Hand zu reichen, zu sprechen vermochte sie nicht. Er setzte sich an ihr Bett und sprach auch nur wenig, aber er suchte ihre Hoffnung zu beleben, welche ihm ganz gesunken schien. Als Leni mit der Suppe zurückkehrte, entfernte er sich, um den Großvater am Stubenthor aufzusuchen. Der Gang durch die Stadt hatte ihm schon am Morgen viel traurige Bilder

gezeigt, sie vermehrten sich mit jedem Schritte, welchen er jetzt durch das entgegengesetzte Viertel that und machten auf ihn den niederschlagendsten Eindruck. Hier war in der That kaum noch auf ein längeres Ausharren zu hoffen. — Plötzlich entstand ein Laufen und Drängen in den Gassen, der Lärm kam von Sanct Stephan her. Alles fragte, Niemand wußte, was es gab. Ein Schrecken verbreitete sich, der um so heilloser wirkte, weil etwas Namenloses, Ungeheures geschehen sein konnte, das kein Mensch noch begriff. Lienhard, von einer bösen Ahnung erfaßt, machte sich durch das in allen Richtungen rennende Volk, das wild durch einander schrie, kräftig Platz und hielt endlich einen Mann fest, welcher ihm entgegen kam, heftig gestikulirend, ohne daß er sich in dem Tumult Gehör verschaffen konnte. Froh, endlich Einen zu finden, der das Unglaubliche vernehmen wollte, schrie er Lienhard in's Ohr: „Der König ist in der Stadt! Verkleidet!"

Lienhard erschrak, begriff aber sogleich die ganze Wichtigkeit der Nachricht, wenn sie mehr als ein falsches Gerücht sei. Er sprang sofort auf den nächsten Brunnenrand und winkte mit dem Hut über die Straße, daß Alle, die noch durch einander schrieen, es bemerkten und eine augenblickliche Stille eintrat.

„Schnell an alle Thore, verstärkt die Wachen, laßt Keinen hinaus, wer es auch sein möge! Es ist ein wich-

tiger Fang zu machen, der ganz Wien auf einmal vom Feinde befreien kann. Schnell an die Thore!"

Ein wilder Jubel begrüßte seinen Zuruf und erstickte die Stimme des Mannes, welchem Lienhard die Nachricht verdankte, er hatte noch den Fang mit klarem Wort bezeichnen wollen, was Lienhard absichtlich vermieden hatte und lief nun erbost von dannen. Lienhard eilte, seinem Vorsatz treu bleibend, nach dem Stubenthore, wo er seinen Großvater wirklich unter den jüngern Bürgern traf, welche hier Wache hielten. Der Alte begrüßte seinen Enkel mit einiger Verwunderung, aber nach seiner Art sehr herzlich, er fand seine Erklärung, daß er hier bleiben und was da kommen möge, mit ihnen theilen wolle, ganz natürlich. Die Aufregung, welche durch die herbeiströmenden Menschen entstand, hinderte ein weiteres Aussprechen, Lienhard theilte dem Großvater nur in aller Eile mit, welche Nachricht sich wie ein Lauffeuer in der Stadt verbreitet habe und forderte ihn auf, da sie doch einige Wahrheit enthalten könne, die geeigneten Maßregeln zu treffen. Meister Ringhamer lachte ihn aus. Gleichwohl redete er mit dem Gildemeister, der hier befehligte, über die Sache und half ihm, in das wirre Volksgedränge, das sich zur Hülfe anbot, einige Ordnung zu bringen. Es war aber hier, wie an andern Thoren, fruchtlos. Wenn der König der Magyaren, in seiner Lust am persönlichen Wagniß, wirklich verkleidet

in der Stadt gewesen war, um sich von dem Zustande der Dinge mit eigenen Augen zu überzeugen, so war er längst nicht mehr darin zu finden. Man hat nachher erzählt, er habe lange unter den Tuchlauben gesessen und sei, als der Lärm seinetwegen in der Stadt entstanden, ganz ruhig ein Rad, an welchem eine Speiche zerbrochen, vor sich hertreibend, wie ein Stellmachergesell, die Gasse hinabgegangen und unangehalten aus dem Thor gekommen. Viel unwahrscheinlicher wär' es freilich, wie er erst in die belagerte Stadt als ein unbekannter Mensch Einlaß gefunden habe. Indessen glaubte man die Geschichte und noch jetzt ist an der Ecke des Hauses, wo Matthias Corvinus gesessen haben soll, — Nr. 552, — ein Wahrzeichen in Stein gemeißelt zu sehen, das nach der Sage von den Magyaren aufgestellt worden sein und das Bild des Königs vorstellen solle.

Lange währte es, ehe sich der Aufruhr in der Stadt legte und man sich überzeugte, daß alles Forschen und Suchen vergeblich sei. Dann aber kehrte sich der Unwille gegen den Urheber des Gerüchts und Lienhard's Unglück wollte, daß unter den Menschen, welche er von dem Brunnen am Bischofhofe angeredet hatte, ein Rathsherr gewesen war, der ihn von seiner vorigen Anwesenheit und der Sitzung, welcher Lienhard Bericht abgestattet, gleich erkannte. Ihm wurde daher die ganze Last aufgebürdet und als er sich am andern Tage, wie er sich vorgenommen hatte,

bei dem Bürgermeister Ibermann meldete, empfing ihn dieser in seinem Benehmen gegen ihn merklich verändert und machte ihm sogar Vorwürfe, daß er das Volk durch blinden Lärm erhitzt, dem Rathe Verlegenheiten bereite und sich in der Rolle eines Pöbelführers zu gefallen scheine. Lienhard wies diese Vorwürfe ernst und bescheiden zurück, indem er der Wahrheit getreu berichtete, wie er dazu gekommen sei, das Volk, das in toller Aufregung getobt, in eine bestimmte Richtung zu weisen und gab dem Bürgermeister zu bedenken, welche Folgen sich an einen Fang, wenn es auch nicht der König, sondern einer seiner Magnaten gewesen sei, geknüpft haben würden. Der Bürgermeister ging aber nicht darauf ein, nahm auch Lienhard's Bitte, ihn bei der Vertheidigung der Stadt helfen zu lassen, ziemlich kalt auf und wies ihn damit an den Viertelsmeister seines Stadtbezirks. Nur, daß man nicht recht wußte, ob nicht hinter diesem so einfach scheinenden Aeußern des jungen Mannes doch irgend eine verborgene Autorität, von welcher er beauftragt sei, stecke, sonst würde man mit ihm, als einem gefährlichen Menschen, ganz anders umgesprungen sein. Es ist doch eine schöne Sache um einen mannhaften Charakter, der keiner fremden Autorität bedarf, sondern sich selbst eine solche schafft, und gesegnet die Schule, mag sie auch eine bittere sein, in welcher ein fester Charakter sich bildet!

Lienhard ließ sich nicht entmuthigen durch die neuen Erfahrungen, die er machte. Hätte man ihm eine Befehlshaberstelle auch nur über eine geringe Schaar angeboten, so würde er sie ausgeschlagen haben, denn er war sich wohl bewußt, daß ihm dazu alle Kriegserfahrung fehle. Er wollte eben nur nach seinen Kräften mitwirken, und das wurde ihm gewährt, Anfangs nur um seines Großvaters willen, der in großem Ansehen bei seinen Zunftgenossen und den verwandten Zünften stand, und auch durch Meister Brand's Betrieb, welcher unter den jüngern Bürgern und Gesellen einen bedeutenden Anhang hatte. Aber bald genug stand Lienhard auf seinen eigenen Füßen, er gewann Einsicht in Alles, worauf es hier ankam, betheiligte sich an einigen kühnen Ausfällen und wußte hier die Gelegenheit so trefflich zu erkennen, daß sich die Genossen, wie verabredet, seinem Rathe unterwarfen und er der Führer wurde, dem nun auch der Ruhm zufiel, dem Feinde Abbruch gethan und, was in der Stadt noch freudiger aufgenommen wurde, eine willkommene Beute an Lebensmitteln eingebracht zu haben. Der Bürgermeister und die Rathsherren betrachteten diesen halbschlächtigen Junker, wie sie ihn nannten, zwar jetzt noch als einen um so gefährlichern Menschen, weil er die große Menge, unter der er bekannt war, wie der „Stock am Eisen," für sich hatte, aber sie ließen sich doch herab, zuweilen seine Meinung über diese oder jene Vertheidi-

gungsmaßregel zu hören. Herr Ibermann sprach sogar ein Mal ganz im Vertrauen mit ihm, als der Winter schon eingebrochen war und die Noth in der Stadt, deren Abhülfe alle Welt mit täglich wachsender Zudringlichkeit von ihm verlangte, ihm alle Zuversicht zu lähmen begann, ob es nicht an der Zeit sei, zu erforschen, unter welchen billigen Bedingungen der König der Stadt eine Capitulation gewähren möge. Im Stillen hatte er wohl schon seinen Mann zu dieser Erforschung im Auge. Aber Lienhard erwiederte ihm mit blitzenden Augen: „Diese Zeit kommt niemals! Wir stehen oder fallen mit dem Kaiser!“

Da lenkte der Bürgermeister behutsam ein, äußerte seine Zustimmung zu so löblichem Ausharren und beauftragte Lienhard gleich für die folgende sternlose Nacht mit einem neuen Ausfalle, welcher glänzender ablief, als alle frühern und den jungen Führer so populär machte, daß Herr Ibermann alles Ernstes fürchtete, er könne sich eines Tages, nach altrömischem Muster, zum Volkstribunen oder Dictator ausrufen lassen und sich des ganzen Stadtregiments bemächtigen. Hätte Lienhard ein so verwerfliches Beispiel der Auflehnung gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit geben können, so wäre wohl aller Segen von ihm gewichen, der jetzt anfing, sich an seine Schritte zu heften. Er war aber fern von jeder Anmaßung, verwies den Freunden unter der Bürgerschaft, die er sich gewonnen hatte,

streng alles Aufheben, das sie von seinem Thun machen wollten und lebte, wenn er nicht auf die Mauern oder zu anderm Kriegsdienst gerufen wurde, still mit den Seinigen. Die Großmutter hatte sich seit seiner Heimkehr wunderbar erholt und die dankbare Leni schrieb es nur der Stärkung zu, welche sie der Kranken mit der kräftigen Suppe von dem Huhn, welches ihr Bruder mitgebracht, habe bereiten können, eine Behauptung, worüber der Großvater zwar in seiner Weise lachte, die aber von allen übrigen Mitgliedern des Hauses, bis auf die Magd herab, getheilt wurde.

Das heilige Weihnachtsfest wurde mit besonderer Inbrunst zu Wien gefeiert, die Kirche entfaltete ihre ganze Würde und Herrlichkeit und die Tage, welche für die gesammte Christenheit geheiligt sind, wurden auch von Seiten der Belagerer nicht durch Waffengetöse entweiht. Aber bald nachdem das neue Jahr eingetreten war und in der Stadt der Mangel an allen Lebensbedürfnissen einen Zustand erzeugt hatte, mit dessen Schilderung wir unsere Leser verschonen wollen, da schritten die Ungarn endlich zu einem entscheidenden Sturm, welcher sich auf die Nicolaivorstadt richtete. Er wurde mit solcher Wuth unternommen, so kräftig durch nachrückende Haufen unterstützt, daß er nicht mehr abzuschlagen war. Viele tapfere Bürger fanden hier ihren Tod, Meister Brand trug seinen alten Lehrherrn, welcher schwer verwundet war, mit eigener Le-

bensgefahr aus dem Getümmel — Lienhard hatte er noch im Kampfe gesehen, aber von mehrern Seiten umringt, so daß für ihn kein Entrinnen zu hoffen war, auch wenn er die Flucht nicht verschmäht hätte. So kam er, an der Rettung der Stadt verzweifelnd, nach Hause und suchte nur den Jammer der Frauen zu trösten, deren einziger Beistand er nun war.

Da fanden nun die Stimmen im Rathe zu Wien, welche für Unterhandlungen waren, keinen Widerspruch mehr. Der König verlangte nichts, als Unterwerfung; die Capitulation kam zu Stande. Am 22. Januar 1485 hielt Matthias Corvinus seinen feierlichen Einzug, er zeigte dabei die volle Pracht und den Reichthum der Schätze, über welche er gebieten konnte; es war, als wolle er die Wiener dadurch blenden, daß sie vor diesem äußern, sinnverwirrenden Glanze nicht mehr an die wahre Berechtigung des Eroberers denken sollten. Eine Schaar von Geharnischten eröffnete den Zug, dann folgte ein zahlreicher Hofstaat, von der altmagyarischen Einfachheit abweichend, Kämmerer und Pagen, je neun, in seine Farben gekleidet, trefflich beritten, prächtig geschmückt. Jetzt kam der König, nicht in ungarischer, sondern in deutscher Fürstentracht, welche mit Goldstickerei, Perlen und Edelsteinen übersäet war, ebenso das Reitzeug und die lange Decke seines milchweißen Rosses. Hinter ihm, wie einst bei seiner Vermählungsfeier, ritt sein Leibpage mit dem goldenen Schilde, das Kopfstück seines

Zaumzeuges mit einer goldenen Krone geschmückt. Dann schlossen sich in breitem Geschwader die Großen des Heeres an, die den König, ohne bestimmte Truppenführung, begleitet hatten und nach ihnen kamen die Schaaren, nach der neuen Kriegsordnung abgetheilt, Gepanzerte, Hußaren, leichte Reiter, Fußvolk und zahlreiches Geschütz; den gewaltigsten Eindruck aber machte eine dicht geschlossene Masse von mehrern tausend Speeren, dunkel gerüstet, lauter starke Gesellen mit wettergebräunten Gesichtern, denen man ansah, daß der Krieg ihr Handwerk war und sie dasselbe auf manchem Boden betrieben hatten. Das war die sogenannte schwarze Schaar, meist aus Czechen zusammen gesetzt, welche seit ihren hussitischen Schreckenszügen als Söldner sehr gesucht und gut bezahlt wurden, eine von jenen regelmäßigen Kriegsbanden des fünfzehnten Jahrhunderts, die als bleibende Genossenschaften von Land zu Land ziehend, ihre Dienste verkauften und sich überall furchtbar machten, den friedlichen Einwohnern nicht minder als dem Feinde.

Der zahllos zusammen gelaufenen Bevölkerung von Wien wurde auf solche Weise ein Schauspiel gegeben, das ihnen zugleich die Lust an neuer Widersetzlichkeit benehmen sollte, und für den ersten Augenblick wurde der Zweck erreicht; es schien, als ob diese Macht, von Einem starken Willen geleitet, fähig sei, den ganzen Erdkreis nieder zu werfen.

Andere Gedanken hatte ein Gefangener gehabt, welcher bei der Erstürmung der Nicolaivorstadt von Blutverlust erschöpft, in die Hand der Feinde gefallen und, — er selbst wußte nicht, auf wessen menschliche Veranstaltung, — in ein Haus gebracht worden war, wo er viele Tage lang im halben Bewußtsein, vom Wundfieber gequält, aber doch unter sorgfältiger Pflege gelegen hatte. Es war seit Kurzem erst, daß er wieder seine volle Besinnung erhalten, als der Zug sich ordnete, welcher den König in die gewonnene Stadt geleiten sollte. Der Gefangene hatte sich in einem Zimmer wieder gefunden, das er nicht kannte, unter der Pflege einer alten Frau, welche keine seiner Fragen beantwortete. Er wußte nicht einmal, ob er sich noch zu Wien oder in welchem Theile seiner Umgebung befand. Einige Tage waren so vergangen, als ihn der kriegerische Lärm, welcher bis in sein Gemach drang, in solche Aufregung versetzte, daß die Frau, welche für seine Ruhe verantwortlich gemacht war, ihm endlich sagte, was es mit diesen Klängen der Heertrompeten und Pauken, dem Waffenlärm und all' dem Rufen für eine Bewandtniß habe. Aber zum Tode erschrak sie, als sie den Eindruck ihres Bescheides wahrnahm. Der Verwundete gerieth in einen Zustand, daß sie für sein Leben fürchtete. Und die Krankheit, welche sich nun mit furchtbarer Steigerung daraus entwickelte, brachte ihn auch wirklich an den Rand des Grabes, so daß

Wochen vergingen und bereits wieder milde Frühlingslüfte wehten, ehe er ganz außer Gefahr war.

Was hatte sich unterdessen ereignet in der Welt! Er kannte ihr Antlitz nicht wieder, als es ihm endlich vergönnt war, das Haus, wo er so lange darnieder gelegen hatte, zu verlassen. Es war nicht in Wien, sondern in der Nachbarschaft. Jetzt hatte man ihm, nachdem er bereits seit einiger Zeit vom Lager erlöst und in freier Luft des Gartens täglich sich bewegend, erstarkt war, einen Wagen gesendet, auf welchem er in die Stadt gebracht werden sollte. Daß er gefangen worden, wußte er; der bewaffnete Magyar, welcher seinen Wagen geleitete, hätte ihn auch sonst daran erinnert. Wohin er gebracht werde war ihm gleichgültig: er hoffte ja nun auch befreit zu werden, da Alles ein Ende genommen hatte, wie er auf jedem Schritt seines Weges bemerken konnte.

Der Wagen rollte durch die Kärnthner Straße und hielt vor einem Hause still, in welchem das großartige Treiben von Aus- und Eingehenden, von Wachen und Dienern, die Wohnung eines Vornehmen unter den Siegern verkündete. Es war das sogenannte Hasenhaus, in welchem König Matthias sein Hoflager genommen hatte. Hier wurde der Gefangene ihm vorgeführt.

Der König sah ihn verwundert an, wie sehr ihn die lange Krankheit verändert hatte: Er hätte ihn fast nicht

wieder erkannt, so gut sein Gedächtniß sonst für Alle war, die ihm jemals nahe gekommen.

„Tritt näher, mein Sohn," sagte er gütig. „Du hast ein tapferes Herz. Wahrhaftig, wenn ich der deutsche Kaiser wäre, oder der römische König Max, den sie jetzt zu Frankfurt gewählt haben, ich schlüge Dich hier auf der Stelle zum Ritter. Von mir würdest Du es nicht annehmen."

Er blickte den Gefangenen schärfer an. „Du hast zwei Narben auf der Stirn, die machen ein burgundisches Kreuz, wo sie sich schneiden: das Wappen Deines Herrn. Giebt er Dir für Deine Treue nicht ein eigenes Wappen, so verdient er keine Diener zu haben, wie Du. Es giebt Manche, die mit mir gegangen sind von deutschem Adel, denen sollten billig ihre Wappen zerbrochen werden."

Ein Kämmerling brachte dem Könige in diesem Augenblicke eine Meldung, welche dieser zurück wies: „Sollen warten, — sind ganz am rechten Platze unter den Soldknechten, an meinem Thron werden sie nimmer stehen!" Doch ehe der Kämmerer den Angemeldeten die ungnädige Abfertigung hinaus trug, rief der König: „Laß sie nur kommen. Ich will thun, was recht ist. — Tritt zurück, mein Sohn. Mit Dir red' ich nachher."

Der Gefangene trat wieder an die Thüre zurück, durch welche eben zwei Herren eingelassen wurden. Sie

hatten nur den König im Auge und bemerkten den Mann nicht, der neben der Thüre stand, er aber erkannte sie gleich: es war Dietrich von Wolffenegg und sein Freund Konrad vom Wachberge, Beide als Diez und Kunz im ganzen Wienerwaldviertel gefürchtet.

„Was wollt Ihr?" ließ sie der König, als sie das Knie vor ihm beugten, rauh an.

Dietrich begann in demüthigen Worten über die harten und unerschwinglichen Steuern zu sprechen, mit denen auch sie, gegen die bisherigen Vorrechte des Grundadels, belastet worden und bat um Erlaß derselben. Konrad, da er den König so gelassen sah und das Zeichen nicht verstand, vor welchem Lienhard's Begleiter diesen einst gewarnt hatte, glaubte recht klug zu handeln, wenn er einige Andeutungen über ihre Verdienste um den Fortschritt des Königs im Lande fallen ließ.

Da fuhr Matthias plötzlich auf, wie der Löwe, mit welchem man ihn oft genug verglichen hatte; und vor dem Grimm seiner Stimme, die wirklich der des „Herrn der Wüste" glich, wähnten die Bittsteller zu vergehen. Er nannte sie Verräther an ihrem Herrn und, wie er manchem der Wiener Bürger gethan, von dem er wußte, daß er die Uebergabe der Stadt aus Furcht und Eigennutz eifrig betrieben hatte, legte er ihnen noch eine weit größere Steuer auf, als diejenige, über welche sie sich beklagten und drohte

ihnen, sie ganz von Land und Leuten zu jagen, wenn sie auf Vorrechte pochen wollten, deren nur ein echter und treuer Mann theilhaftig werden könnte. Wie vernichtet entfernten sich die Beiden, aber an der Thüre fiel ein Blick Dietrich's auf den mächtig ergriffenen Zeugen dieser Scene und loderte sogleich wie eine Flamme auf; sagen durfte er jedoch nichts. Als der Page hinter ihnen die Unglückspforte geschlossen hatte, fragte Diez mit einem Fluche: „Hast Du ihn gesehen, Kunz?“

„Es war der Lienhard, Dein Pfauhahn! Ob er den belohnen wird, daß er die Wiener wie ein Hatzhund gegen ihn alleweil aufgebellt? — Ich wollte, Diez, wir ständen drüben.“

Dietrich sah sich vorsichtig um, dann sagte er heimlich und zähneknirschend: „Wenn er uns mit Füßen tritt, so mag er sich hüten!“ Er steckte seinen Arm in den des Freundes und riß ihn schweigend mit sich fort.

„Jetzt red' ich mit Dir, mein Sohn,“ sagte der König unterdessen zu Lienhard mit völlig verwandelter Stimmung. „Du kennst Stephan Marczay, der Dich einst von Kornneuburg in mein Lager geleitete. Es war Dein Glück, daß er Dich wieder erkannte, als Du vor seinen Augen niedergehauen wurdest, nachdem Du Dich mit drei meiner Besten herumgeschlagen. Er ließ Dich aufheben und empfahl Dich dem Grafen Serenyi, — meinem Vetter, wie

Du weißt. Da ist denn alle Sorge für Dich getragen worden." Er beobachtete den jungen Mann wiederum mit geschärften Blicken und der Farbenwechsel seiner Wangen bei dem Namen Serenyi entging ihm nicht.

„Du heißest Lienhard —" fuhr der König fort — und es war in dem plötzlichen Uebergange zu neuen Verlockungen keine rechte Gedankenverbindung bemerkbar. „Ich könnte Dich zum Edelmann meines Reiches machen, könnte Dir ein stattliches Burglehen geben, dessen die Schurken, welche aus schnöder Habsucht freiwillig ihren Herrn und Kaiser verlassen haben, nicht werth sind — Du würdest Deinem neuen Adel Ehre machen, den Du aus eig'ner Kraft Dir gewonnen, und aus den stolzesten Töchtern des Landes könntest Du Dir die Braut wählen, keine würde Dich verschmähen! Auch ich, junger Mensch, bin kein geborner König, sondern verdanke, nächst Gott, was ich errungen habe, dem Ruhme meines Vaters und der eigenen Kraft. Willst Du mir dienen?"

„Mein König und Herr," erwiederte Lienhard, von den Worten des Fürsten bewegt, „wär' ich Euer Unterthan, Ihr solltet für soviel Huld keinen Undank ernten. Aber ich kann meinem angestammten Herrn nicht abtrünnig werden."

„Abtrünnig!" wiederholte der König. „Du sollst nicht gegen Deinen angestammten Herrn streiten, ich will

Dich in meinen andern Landen ausstatten, Du sollst den Erbfeind der Christenheit bekämpfen! — Giebt es keinen Preis, bedenke Dich wohl, welcher Dich glücklich in Ungarn machen könnte —?"

Die Frage klang so beziehungsvoll, daß Lienhard sein Auge in offener Verwunderung zu dem Könige erhob. In diesem Momente trat ungemeldet durch die Thüre nach den innern Gemächern ein greiser, fürstlich gekleideter Mann ein, dem eine schöne, schlanke Jungfrau folgte. Lienhard erkannte Helena Serenyi, und der Greis mußte ihr Vater sein. Aus ihren Feueraugen traf ihn ein Blitz, dann verschwanden sie, mädchenhaft gesenkt, hinter den weißen Lidern und nur der Graf begrüßte Lienhard mit einer Bewegung der Hand, ohne sich durch die Gegenwart des Königs, seines Verwandten, stören zu lassen.

„Hier, mein Vetter," sprach Matthias Corvinus, „ist der Mann, dem Ihr die Schonung und Pflege habt angedeihen lassen. Bedankt Euch, Lienhard, bei dem Grafen Serenyi, und mehr noch bei meiner Nichte Helena, welche für Euch besondere Sorge getragen hat."

Lienhard, noch kaum genesen, war durch diese rasch sich folgenden Eindrücke mächtig aufgeregt, aber eben das gab ihm auch die Kraft, in der Haltung, die sich nicht überhob und sich doch nichts vergab, dem Grafen und seiner Tochter Worte des Dankes zu sagen, warm aus dem Her-

zen. Der Graf sprach wieder von dem Dienste, welchen er einst Helena geleistet hatte, Lienhard konnte auch hier nur ablehnen, was ihm nicht gebührte; Helena äußerte kein Wort und der König sagte plötzlich:

„Wenn Du um keinen Preis mir dienen willst — so geb' ich Dich frei; zieh' in Frieden."

„Darf ich in Wien bleiben?" fragte Lienhard. „Ich habe meine Großeltern hier und eine Schwester — was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht, aber ich kann ihnen wohl nützlich sein."

„Bleib' wo Du willst — ich werde Befehl geben, daß Dir und den Deinigen kein Eintrag geschieht, Dein Haus soll frei sein von jeder Leistung, ich achte Dich, mein Sohn. Kann ich Dir kein glückliches Loos bereiten, wie ich gern gewollt hätte, so wird Dein Herr vielleicht erfahren, wie Du, ohne Aussicht auf Belohnung, für ihn in unwandelbarer Treue gestanden hast."

Lienhard wurde entlassen, der Graf Serenyi grüßte ihn wiederum mit einer stummen Handbewegung und Helena hob ihr Auge nun auch zu ihm empor, als er sich von fern gegen sie verneigte. Ihr Blick funkelte räthselhaft, aber er war freundlich und ein anmuthiges Neigen ihres Hauptes verabschiedete ihn — auf ewig! Seine Erscheinung war ihrem Herzen in der Erinnerung fortan, wie ein flüchtiges Lichterspiel in grüner Waldnacht, wie eine Schaum-

perle, farbig schimmernd auf rascher Welle, wie ein Traumbild in der Poesie des Krieges: vorüber, vergangen wie diese!

Zehntes Capitel.

Die Zeit des Segens.

In Trauer fand Lienhard die Seinigen: der Großvater hatte den Fall von Wien nicht überlebt, er war an seinen Wunden gestorben, noch ehe der König seinen Einzug gehalten hatte. Meister Brand hatte sich mit treuer Sorge der Wittwe angenommen und sie nach Kräften aufgerichtet. Mit dem Ausgange der Belagerung war nun auch die Noth in Wien bald gemildert worden und wie es zu geschehen pflegt, regte sich die Lebenslust, nachdem man sich einmal in das Unabwendbare gefunden hatte, wieder in erhöhtem Maße. Frau Ringhamer hörte von all' dem aber nichts, sie lebte mit ihrer Tochter still daheim und übertrug die ganze Sorge, wie die Erbschaft zu ordnen sei, dem künftigen Eidam, der redlich den Fall aufrecht hielt, daß der Bruder seiner Braut noch wieder kommen könnte. So war denn große Freude, als dieser endlich, nachdem er schon lange betrauert worden, wirklich erschien.

Nach dem ersten Austausch der Erlebnisse, als die Großmutter besonders ihrem Herzen Genüge gethan und den Heimgang ihres Gatten mit allen Umständen geschildert hatte, ließ es sich Meister Brand nicht nehmen, gleich die Erbfrage zur Sprache zu bringen. Davon wollte aber Lienhard nichts wissen. Er war in der Familie lange Jahre hindurch für todt gehalten worden, und sollte jetzt an einer Erbschaft, die ohne seine Wiederkunft ungeschmälert seiner Schwester zugefallen wäre, Theil nehmen! Seine Weigerung brachte jedoch einen heftigen Sturm gegen ihn hervor, den er nur dadurch beschwichtigen konnte, daß er einstweilen Alles auf sich beruhen ließ, da es in der friedlosen Zeit doch nicht zu ordnen war.

Es stand jetzt nichts mehr im Wege, daß die Trauung Leni's mit ihrem Verlobten, sobald die schickliche Zeit nach dem Tode des Großvaters verflossen war, in aller Stille gefeiert wurde. Lienhard aber ging mit sich zu Rathe, was er nun weiter unternehmen solle. Er hatte ein glänzendes und, so weit es sich beurtheilen ließ, glückliches Loos ausgeschlagen. Der König von Ungarn, welchen ein fremder Einfluß günstig für den ihm sonst unbedeutenden jungen Mann gestimmt hatte, war durch sich selbst Alles, was er geworden war, er achtete daher die gleiche Thatkraft auch in Andern. Gewiß würde er ihm eine schöne Zukunft der Ehren bereitet haben. Aber Lien-

hard konnte seiner Ueberzeugung nicht untreu werden, und bereute seine Selbstverleugnung, so lockende Anerbietungen abzulehnen, nicht einen Augenblick. Er wollte auch jetzt noch für die Sache seines Herrn thätig sein, auch wenn dieser nie oder nur nach seinem Tode erführe, daß er doch der Gnade, die ihm durch heimliche Feinde geraubt worden war, nicht unwürdig gewesen sei. Darum beschloß er in Wien zu bleiben und die treue Gesinnung der Bürgerschaft, so viel an ihm war, dem Kaiser erhalten zu helfen, wie einen Funken unter der Asche, der einst wieder in helle Flammen ausbrechen kann. Die Hoffnung auf bessere Zeiten lebte fest in ihm und der lichte Stern für Oesterreichs Zukunft, dem er vertraute, war der ritterliche Maximilian, welcher bereits zu Frankfurt am Main von den Kurfürsten einstimmig zum römischen König gewählt und hierauf mit großer Pracht gekrönt worden war. Wenn die Verhältnisse in den Niederlanden ihm nur gleich erlaubt hätten, sein Schwert zur Wiedereroberung seiner Erblande zu ziehen, in welchen der Feind jetzt nach dem Falle von Wien reißende Fortschritte machte! Aber er wurde durch neue Gährung nach Flandern zurückgerufen und der Kaiser war genöthigt, abermals einen Reichstag zu Cöln zu halten, auf welchem er die Fürsten, die mit ihm wegen eines Kammergerichts unter bedeutenden Rechtsforderungen unterhandelten, eben so säumig fand, die Reichshülfe end-

lich zur That werden zu lassen. Und noch ein volles Jahr verstrich darüber; auf einem dritten Reichstage zu Nürnberg berieth man sich zwölf Wochen, ohne sich zu einigen, bis der Kaiser im Unwillen zu verstehen gab: wolle man nicht helfen, so möge man es lieber rund heraus sagen. Da, als er einen von den Fürsten nach dem andern einzeln fragte, kam es zu Stande, was mit dem vielköpfigen Reichstage wohl nimmer geschehen wäre. Aber das treue Oesterreich war unterdessen auf die eigene Kraft gewiesen und dem Sieger von Wien, der unterdessen auch in Steiermark reißende Fortschritte machte, nicht gewachsen. Er, der König, verfügte mit unbeschränkter Machtvollkommenheit über die Staatskräfte seines weiten Reiches, bei ihm die Einheit des Willens, die keinen Einspruch duldete, bei ihm die ungetheilte, durch keinerlei innere Hemmniß beschränkte Gewalt. Und dennoch hielte sich Wiener Neustadt schon ein ganzes Jahr gegen ihn und schlug jeden Sturm ab, bis der Hunger endlich die „allzeit getreue" auch zur Uebergabe zwang. Der König ehrte sie wegen dieser Treue und Tapferkeit so, daß er den Bürgern sein Bildniß schenkte, welches dort noch aufbewahrt wird und das ähnlichste von allen sein soll, die man von Matthias Corvinus besitzt. Krems dagegen, von geringerer Macht belagert, widerstand noch und auch im Land ob der Ens wußte sich der Landeshauptmann

Gotthard von Starhemberg zu behaupten, mit Hülfe des treuen Adels.

In Wien machten diese Nachrichten von außerhalb wenig Eindruck. Man wagte nicht mehr auf einen Umschwung der Dinge zu hoffen, und selbst in den Werkstätten der Bürger, wo manch' freies Wort gesprochen wurde und die Anhänglichkeit zu dem angestammten Herrscherhause treu fortlebte, fand Lienhard wenig Gehör, wenn er auf die rechte Stunde vertröstete. König Matthias hatte sein Hoflager förmlich zu Wien aufgeschlagen und auch seine junge Gemahlin weilte hier; er war seiner Eroberung ganz sicher. Den übelsten Eindruck machte es, daß Bürgermeister und Rath vor allen Kundgebungen mißvergnügter Gesinnung ängstlich warnten, und man sah es für das Aufgeben einer verlornen Sache an, als der Helfer aus der Landskrongasse, der ziemlich bekannt geworden war, eine Stelle beim Rath annahm, die er mehrmals Herrn Ibermann selbst abgeschlagen hatte. Der Bürgermeister gratulirte sich, einen so gewandten Unterhändler gewonnen zu haben, der beim Könige, wie sich Jedermann bei einer Begegnung auf öffentlicher Straße überzeugen konnte, in hohen Gnaden stand. Welche Stelle Lienhard eigentlich bekleidete, wußte Niemand; er unterstützte den Stadtschreiber, hatte mit dem Seckel- und Hubmeister zu thun und war auch in Aufträgen des Rathes zuweilen im königlichen Vorzimmer zu sehen.

Der König hatte ihn einmal auf der Gasse angeredet mit dem Titel Orator, wobei sich die Leute aber nicht viel denken konnten, — wichtiger war es ihnen gewesen, daß der König lächelnd zu ihm gesagt hatte: „Dich sollte ich eigentlich nicht hier leiden! Du bist ein Feuerbrand, der mir das Haus über dem Kopfe anstecken kann." Der Helfer hatte darauf gar nichts erwiedert. Es war wohl auch nur ein Scherz gewesen, denn eher trug der Helfer viel Wasser in's Haus, um den einzigen winzigen Brand zu löschen, als die Nachricht, daß endlich die Sachsen mit einigen andern Reichsvölkern unter Albrecht dem Beherzten die Grenze von Oesterreich überschritten, Krems entsetzt, die Ungarn aus Yps geworfen, in Wien einige Unruhe erregte. Da war Keiner thätiger gewesen, als der Helfer, um die Gemüther zu beruhigen, damit sie sich nicht in einen kopf- und hoffnungslosen Aufruhr zu unrechter Stunde verwickelten.

In seinem Hause aber, wo sein Schwager Brand mit mehreren guten Freunden einsprach, — meist Theilnehmer an dem Streifzuge nach Maria-Brunn vor zwei Jahren, — schenkte er klaren Wein ein. „Jetzt könnt' es nur Unglück bringen," sagte er, „aber wenn einmal der Max nach Oesterreich kommt, dann wollen wir uns für Ihn erheben wie Ein Mann und mit Ihm siegen oder sterben!"

Von dem Erzherzoge kam aber bald eine Schreckenskunde nach Deutschland, welche alle Hoffnungen zu Schan-

den zu machen schien. Der Reichszug hatte, wie Lienhard voraus gesehen, keinen Erfolg gehabt, sondern nach schwankendem Kriegsglück noch in demselben Jahre zu einem Waffenstillstand geführt, welcher den König von Ungarn im Besitz seiner Eroberungen ließ, bis seiner Forderungen und Kriegskosten Abtrag geschehen wäre. Im Frühlinge kam aber die Nachricht nach Oesterreich, daß die Bürger von Brügge den römischen König, den sie hinterlistig zur Lichtmeßfeier eingeladen, in frecher Empörung gefangen hielten. Ein Schrei der Entrüstung, den selbst die Anwesenheit des neuen Herrn nicht dämpfen konnte, ging durch ganz Wien. Da verließ Mancher heimlich die Stadt, um sich zu dem Aufgebot zu gesellen, das der Kaiser durch alle deutschen Gauen hate ergehen lassen. Die Schmach, welche Deutschland in dem jungen Helden, auf den es stolz war. betroffen hatte, rüttelte es einmal aus seiner Erschlaffung, Eilftausend Mann zu Fuß und viertausend Reisige, in wunderbarer Schnelligkeit gesammelt, führte der drei und siebzigjährige Kaiser in Person nach Flandern.

Lienhard's Freunde sahen zu ihm auf, von Tag zu Tag erwartend, daß er sich auch aus Wien entfernen werde und da er blieb, sank er in ihren Augen. Er fühlte das wohl, aber er verschmähte es, sich zu rechtfertigen. Nur gegen den Abt des Schottenklosters, den er noch oft besuchte, sprach er sich aus. „Was wär' ich dort im

Heere? Ein Bewaffneter mehr, — darauf kommt es nicht an. Auch wird es genügen, daß Deutschland jetzt Ernst zeigt, um den Zweck der Rüstung zu erreichen. Hier ist mein Platz, denn ich hoffe, wenn dort Alles klar ist, daß dieser unselige Waffenstillstand den Ungarn aufgekündigt wird und dann, mein Vater, dann wollen wir handeln."

Wohl hatte er in der ersten Annahme Recht. Denn es war noch immer deutscher Nation Herrlichkeit in allen Landen Europas anerkannt und ihre Kraft gefürchtet, wenn sie sich zum Streite erhob. Wenn ein Italiener, wie Aeneas Sylvius, als Pabst Pius II., der vertraute Freund des Kaisers, von der Kriegsfertigkeit der Deutschen und ihrem Rittergeiste spricht, stellt er sie hoch über alle andern Völker. Sein Zeugniß ist nicht das einzige. Die Rebellen in den Niederlanden gaben den römischen König frei, aber „klar" wurde es darum doch nicht, denn der Geist des Aufruhrs ließ sich nicht so leicht bändigen und auch mit dem Könige von Frankreich währte der Krieg fort. Wenn also der edle Max nach Deutschland kommen konnte, so war es nur, um einem Reichstage vorzusitzen und in Tirol das Werk der Versöhnung zu Stande zu bringen. Der Kaiser verzieh seiner geliebten Tochter, welche nur der Vorwurf traf, der Stimme ihres Herzens, die an der väterlichen Einwilligung nicht zweifeln konnte, zu leicht Glauben geschenkt zu haben. Wie diese Täuschung bewirkt worden

war, das wußten jetzt Alle, welche sie betroffen hatte, auch Herzog Albrecht von Baiern, der ihr das Glück seines Lebens verdankte. Ihn hieß der Kaiser nun herzlich als seinen Eidam willkommen und der Fürst entsagte der Mitgift seiner Gemahlin, dem Lande Tirol, welches ihm Erzherzog Siegmund etwas zu leichtsinnig verschrieben hatte. Dieser war unterdessen durch seine Räthe in böse Händel und einen blutigen Krieg mit Venedig verwickelt worden und bei der Unzufriedenheit im Lande, die sich offen äußerte, der Regierungssorgen von Herzen überdrüßig, so daß er leicht bewogen wurde, Tirol noch bei Lebzeiten an die kaiserliche Linie von Habsburg abzutreten. Nur sieben Schlösser behielt er für sich, auf die er seinen Namen, als Siegmund's-Freud, -Lust, -Ried, -Burg, -Eck, -Ruh und -Kron, übertrug. Auf Siegmund'skron in herrlicher Lage bei Botzen hat er sich besonders gern aufgehalten und noch lange in sorgenlosem Genusse der Gegenwart gelebt. So wurden die getheilten Lande wieder vereinigt und manche Krone sollte den Nachkommen Maximilian's noch zufallen.

Aber noch immer blieb Wien und ein großer Theil von Oesterreich in fremder Gewalt und es schien fast, als werde der Heimfall an das Erzhaus, wie er durch einen Artikel des Vertrages festgesetzt worden war, nämlich der Tod des Königs Matthias abgewartet werden müssen. Der aber war erst im rüstigsten Mannesalter und konnte noch man-

ches Jahrzehend leben. Eine tiefe Trauer, daß die Gelegenheit zur Befreiung abermals durch die Macht der Verhältnisse verloren gegangen war, bemächtigte sich der Gemüther, die es mit dem Vaterlande redlich meinten und nur die wunderbare Erhaltung Maximilian's in der Todesgefahr auf der Martinswand, deren Kunde die Liebe und der fromme Glaube des Volkes schnell über ganz Oesterreich verbreitete, gab wieder neuen Muth in der Zuversicht, daß der Herr, der ihm seinen Engel gesandt, ihn zu retten, den Fürsten noch zu Größerm und Herrlicherm, als er bereits vollbracht, ausersehen habe.

Das heilige Osterfest nahte wiederum, Palmsonntag war angebrochen, die Glocken riefen die Gläubigen zur Kirche. Auch Lienhard führte seine Großmutter, die längst nicht mehr so rüstig war, zum Altar des Herrn, er hatte am vergangenen Tage viel Freudiges erfahren und wollte Gott inbrünstig dafür danken. Ihm war die Kunde gegeben worden, daß der Kaiser, wie auch der Erzherzog, sein gewesener Herr, von Allem unterrichtet seien, was er in seiner Treue gethan, — an der Wahrheit konnte er nicht zweifeln, denn der König, dem er in einer Sänfte begegnet war, und der seine Träger, wie sein ganzes Gefolge hatte halten lassen, hatte ihn zu sich gerufen und es ihm selbst gesagt, wie er sein Versprechen erfüllt habe. Manch' finsterer Blick aus den harten gelben Gesichtern seiner unga=

rischen Umgebung war dabei auf den niedriggeborenen Deutschen gefallen, um den der König alle Hoheit seiner Würde fallen ließ, — war er denn nur gegen fremde Fürsten und seine Magnaten König? Einer jedoch nickte Lienhard freundlich zu und als des Königs Sänfte wieder aufgehoben und fortgetragen wurde, nahte sich der Ungar dem Deutschen und gab ihm die Hand, es war Stephan Marczay.

„Besucht mich auf meinem Schlosse Hatvár bei Komorn, — auf Pfingsten feiere ich meine Hochzeit. Ahnt Ihr, mit wem?"

Lienhard ahnte es wohl, aber Marczay mußte Helena's Namen aussprechen, und nahm den offenen und freudigen Glückwunsch eben so an. — „Ist der König krank?" fragte Lienhard.

„Ein wenig Podagra!" lachte Marczay. „Das geht vorüber."

Gottes Wege sind wunderbar. Am dritten Tage nach dieser Begegnung verbreitete sich mit Blitzesschnelle das Gerücht in der Stadt, daß der König vom Schlage getroffen sei, es war verheimlicht worden seit Palmsonntag, wo es ihn, nachdem auch er die Kirche besucht, danieder geworfen und der Sprache beraubt hatte, jetzt ließ es sich nicht länger verhehlen und Wien erfuhr den Tod des Königs. Aber schon waren von Seiten der klugen und entschlossenen

Königin, wie von dem Stadthalter Zápolya alle Maßregeln getroffen, um eine Erhebung des Volkes unmöglich zu machen und die unruhigen Zeichen, die sich sofort regten, sogleich zu unterdrückeu.

„Jetzt ist es an Euch, amice,“ sprach der Bürgermeister zu Lienhard, dessen er nach längerer Bemühung endlich habhaft wurde. „Ihr habt mehr Anhang, als Ihr zugesteht.“

„Und was erwarten Eure Gestrengen von mir?“ fragte Lienhard.

„Ruhe, — friedliches, stilles Verhalten der Bürgerschaft! Bedenket, was Ihr selbst dem Könige verdankt! Wir sind in der Gewalt eines unbarmherzigen Feindes, — wenn jetzt der Pöbel sich hinreißen ließe, welch’ ein unermeßliches Unglück würde über die Stadt kommen!“

„Für den Pöbel macht mich nicht verantwortlich,“ erwiederte Lienhard ruhig. „Ich glaube unter den Bürgern einige Freunde zu besitzen, die auf meinen Rath hören, das ist Alles. Ihr legt mir eine Wichtigkeit bei, die ich nicht verdiene. Der verstorbene König hat es wohl mit mir gemeint, aber ich habe ihm nie verhehlt, daß ich nimmer“ — hier hob sich unwillkürlich des jungen Mannes Stimme, — „unserm angestammten Herrn abtrünnig werden könnte. Und kommt die rechte Stunde, so muß ein Jeder, der’s treulich meint, Alles daran setzen, mag

das Unglück des Augenblicks auch noch so groß sein, es giebt ein tieferes Unglück, das ist die Unterdrückung des Vaterlandes, und ich zweifle nicht eine Minute, daß Ihr der Erste sein werdet, wenn es gilt!"

Der Bürgermeister wurde selbst hingerissen von der Begeisterung, welche in Lienhard's Worten wehte, aber die ihm eigene Vorsicht, wie die große Verantwortung, die auf ihm lag, dämpfte doch diese Anwandlung bald wieder und er bat, keine voreilige Gährung in der Stadt zu nähren. Lienhard beruhigte ihn darüber, denn er wußte wohl, daß die rechte Stunde noch lange nicht gekommen sei. Aber sie nahte mit jedem Tage. Die Königin Beatrix und alle Großen des Ungarlandes, welche zu Wien mit dem König verweilt hatten, verließen alsbald die Stadt, um die neue Königswahl zu betreiben. Einzelne verlorne Nachrichten liefen ein, daß in den vorderösterreichischen Landen gerüstet werde, sie kamen auf geheimen Wegen nach Wien, sie verbreiteten sich immer mehr, schon wollte man Gewißheit haben, daß Erzherzog Max mit Heeresmacht, welche täglich anschwelle, die Donau hinabziehe, um das Reich seiner Väter wieder zu erobern. Endlich klang die Botschaft wie eine Sturmglocke durch die Stadt: der Erzherzog stehe bei Mölk! Da brachen auch zu Wien schon, trotz der starken ungarischen Besatzung, Unruhen aus; der Statthalter Zápolya ließ den Bürgermeister und einige Rathsherren ru-

fen und machte sie mit ihrem Kopfe verantwortlich, daß keine Verbindung mit dem Erzherzoge gepflogen werde. Wenig fehlte, so hätten sie ihm die Rädelsführer, wie er sie nannte, unter ihnen Lienhard Helfer, ausgeliefert. Aber er entließ sie, als sie ihm ihre Unschuld betheuerten, und warf nur in aller Eile vierhundert Mann in die Burg, während schon der kaiserliche Adler von kühner Hand auf dem hohen Markt erhoben wurde. Da sank dem Statthalter der Muth, er wagte den Straßenkampf gegen die Kraft eines treuen Volkes nicht, das schon auf den Ruf der Glocken von allen Thürmen zu den Waffen eilte, sondern rettete sich mit seiner Frau und seinen Schätzen auf ein Schiff, das ihn nach Ofen trug, während der Rest der Besatzung landwärts abzog. Mit unermeßlichem Jubel wurde des Kaisers Name mit dem seines ritterlichen Sohnes durch alle Straßen gerufen und eine Gesandtschaft eilte auf raschen Pferden nach Klosterneuburg, wo der jugendliche Held schon stand.

Wer möchte den Eindruck beschreiben, als Maximilian, der edle „Theuerdank," seinen Einzug in das befreite Wien hielt: das Volk empfing ihn wie einen Gottgesandten, Mütter hielten ihre Kinder empor, den König zu schauen, der einst ihr Herr sein werde, Segensprüche von Tausenden, gemischt mit donnerndem Zuruf, begleiteten seinen Weg zur Stephanskirche, wo er zuerst dem Allerhöchsten

seinen Dank bringen wollte. Er hatte das Visir seines gekrönten Helmes aufgeschlagen, die goldenen Locken fielen ihm zu beiden Seiten auf die Halsberge herab, in üppiger Fülle sein weiß und roth gefärbtes Antlitz, mit den milden einnehmenden Zügen, umwallend, die braunen, lichten Augen blickten freundlich auf die Menge, auf den blühenden Lippen, über welche nie ein Fluch oder eine Gotteslästerung gegangen, thronte das Lächeln der Gnade, deren selbst Feinde theilhaftig wurden, die den großmüthigen Fürsten bitter gekränkt hatten. Das war Maximilian von Habsburg, der Stolz von Deutschland, der zweite Begründer von Oesterreichs Macht, der letzte Ritter, wie ihn eine spätere Zeit genannt hat. Er brachte die Zeit des Segens.

An dem Riesenportal der Stephanskirche empfing den römischen König die Geistlichkeit im höchsten Ornat, an ihrer Spitze der zurückgekehrte Erzbischof, welchen Matthias Corvinus, weil er dem Kaiser treu war, die Verwaltung des Kirchensprengels entzogen hatte. Ein feierliches Tedeum wurde gehalten. Dann bezog der Held die Wohnung, die ihm bereitet war, und traf Anstalten zur Belagerung der Burg. Man hatte ihm wohl den Namen des Mannes genannt, der den kaiserlichen Adler zuerst auf dem hohen Markte erhoben hatte, und er kannte diesen Namen nicht erst von jetzt. Sein edles Herz drängte ihn, zu vergelten mit überschwenglichem Lohne, was er einst, auf

scheinbar schwerere Verschuldung, die nun aufgeklärt war und Einen in des Kaisers nächster Umgebung traf, an dem unschuldigen Haupte seines Lienhard gethan. Damals hatte er ihn durch einfache Entlassung noch zu schonen vermeint. Heut sann er darauf, wie er im Lohn seiner Treue sich selbst überbieten könne und das heitere Lächeln, das bei dem Gedanken daran seinen Mund umschwebte, schien zu verrathen, daß er diesen Lohn gefunden habe. Aber Lienhard war nicht zu finden. Sollte er, in stillem Bewußtsein gerechter That, sich aus Wien entfernt haben, nun Alles vollbracht war, woran er so kräftig gewirkt?

Am folgenden Tage begann das Geschütz gegen die Burg zu spielen, bald war eine Bresche in die Mauer gelegt und die Bürger, ohne abzuwarten, bis diese Lücke gangbar gemacht worden war, liefen Sturm. Sie wollten den Schwaben, welche mit dem Könige gekommen waren, und den Unter-Oesterreichern, die sein Heer überall verstärkt hatten, die Ehre nicht lassen. Schon wehte der kaiserliche Adler auf der Höhe der Sturmlücke: „Das ist der Helfer!“ jauchzten die Bürger dem kühnen Manne zu, der das Panier dort aufgepflanzt hatte und mit dem blutigen Schwert gegen die andringenden Feinde vertheidigte. Er war es, Lienhard Helfer, und König Max erkannte seinen Getreuen wohl! Schon war er, den zweiten Gewalthaufen, gegen alle Vorstellungen der Seinigen, zur Unterstützung

des Sturmes führend, in seine Nähe gelangt, als er an der Schulter verwundet wurde und die ersten Stürmenden, abgeschlagen von der Höhe der Bresche, seine Schaaren durchbrachen.

„Laßt zum Abzug blasen, gnädiger Herr! So gewinnen wir die Burg nicht!“ rief eine bittende Stimme. Er sah Lienhard neben sich, der seine Brust dem nachstürzenden Feinde entgegen warf, das kaiserliche Panier, das er nicht in ihrer Gewalt gelassen, hoch in der Faust schwingend. Da riefen die Trompeten zum Ablassen vom Streit, damit erst eine neue Sturmsäule geordnet werde. Es war aber keine zweite Anstrengung nöthig. Die ungarischen Hauptleute, die Unmöglichkeit des längern Widerstandes einsehend und dem Zápolya fluchend, der nur an sein wunderschönes Weib, des Herzogs von Teschen Tochter, und an seine Schätze gedacht, warteten keinen neuen Sturm ab, sondern übergaben die Burg dem Könige, der ihnen freien Abzug bewilligte. Jetzt durfte sich Lienhard, der unter den Augen seines Herrn gekämpft hatte, sich dessen Antlitz nicht länger entziehen. Nach dem Einzuge in das Schloß seiner Väter, hielt Maximilian einen feierlichen Königstag, wo er auch Lienhard vor sich treten ließ, ihm für seine Treue und seine Thaten dankte, und vor der zahlreichen Versammlung zu ihm sprach:

„Du hast aus eig'ner Kraft, wie einst die Ahnherrn der Ritter, die um Uns versammelt sind, auch gethan, Dich

aus niederm Stande empor gerungen. Den Namen, den Du einst geführt, können Wir Dir nicht wieder geben, denn er ist durch einen Verräther, der seinen Lohn dahin hat, geschändet, aber Lehn und Land, das er einst besessen in Steiermark und unter dem Mannhartsberge, verleihen Wir Dir im Namen der Kaiserlichen Majestät, Unseres Herrn Vaters, und Dein eigener Name soll hinfort zu dem Adel Unserer Erblande gehören. Kniee nieder, Helfer von Landskron, und empfange den Ritterschlag."

So war es denn erfüllt, was in unbewachter Stunde dem Jünglinge mitten unter den Kämpfen seines Lebens, doch, wie ein strahlendes Ziel, erreichbar seiner Kraft, vorgeschwebt hatte, erfüllt das Wort der Erzherzogin, das ihm unvergeßlich geblieben war: Ein großes Unglück hatte ihn erhoben und geadelt!

Mit welchen Gefühlen betrat er das Haus in der Gasse wieder, von welcher er nun den Namen trug! Wie staunten und freuten sich die Großmutter und seine Schwester Leni, und weinten nur, daß sie ihn, der ihnen so lieb geworden war, nun doch wieder verlieren sollten. Er aber verwies ihnen diesen Gedanken und nahm nur Abschied auf öfteres Wiedersehen; dem Meister Brand, der ihm zögernd seine harte Hand reichte, vertraute er alle Sorge für sie und wußte, daß er damit auf festen Grund baute.

Dann machte er sich auf, um zu seinem Herrn, dem Kaiser, zu eilen, der ihn nach Linz entboten hatte. Ahnte

sein Herz schon, was seiner dort harrte, da es so überselig pochte? Wenn er es ahnte, so wußten die Lieben auf dem Altensteig nicht, weshalb sie der Kaiser auf einen bestimmten Tag und eine bestimmte Stunde von ihrer stillen Feste auf das Schloß zu Linz geladen hatte. Seit der Kaiser seine Hofstatt nach Linz verlegt und das war schon eine geraume Zeit her, da nun eine schwer erkaufte Waffenruhe ihm das gestattete und er auch die Reichsangelegenheiten von hier aus wieder ordnen konnte, war der treue Hager von Altensteig gar oft zur Aufwartung bei seinem Herrn gewesen, der ihn über manche Dinge um Rath fragte. Auch Frau Elisabeth, welche den Kaiser an seine glückliche Jugend und den unersetzlichen Verlust seiner theuren Gemahlin erinnerte, hatte den Hof, den sie lange nicht mehr gesehen, zuweilen wieder besuchen müssen und Hedwig die Mutter dann immer begleitet. Doch war nimmer die Rede von dem ehemaligen Liebling des Kaisers gewesen, noch minder hatte Friedrich der Dritte seinen gescheiterten Plan für das Kind seines alten Freundes berührt, er hatte kaum von Hedwig's Verhältniß zu seiner Tochter, der nunmehrigen Herzogin von Baiern gesprochen, und doch war er gegen Alle so freundlich und liebevoll. Rerum irreparabilium felix oblivio, diesen seinen Wahlspruch: „Glücklich das Vergessen unwiederbringlicher Dinge!" hatte er auch dem treuen Hager gesagt, als dieser einmal von alter Zeit mit ihm zu sprechen angefangen hatte. In letzter Zeit war

keine Einladung mehr auf den Altensteig gekommen und ohne Befehl nahte sich auch Hager dem Fürsten nicht. Als nun ein solcher in so bestimmter Fassung erschien, war es natürlich, daß Frau von Altensteig bei dem Hofjunker, der ihn gebracht, forschte, ob eine Festlichkeit die Ursache sei und als dieser von fremdem hohem Besuche sprach, den er nicht nennen dürfe, wurde es nothwendig, dazu auch würdig zu erscheinen.

Fürstlicher Besuch war eingetroffen zu Linz: Herzog Albrecht von Baiern mit seiner Gemahlin. Hedwig erröthete lebhaft vor Freude, als sie in der großen Festhalle unter den Anwesenden davon vernahm, nicht lange dauerte es, so erschien unter dem Vortritt des ganzen Hofstaates der Kaiser, seine schöne Tochter führend, welcher der Herzog und die übrigen fürstlichen Gäste, die sich eingefunden hatten, folgten. Die Festlichkeit galt der Befreiung Wiens, welche gestern dem Kaiser durch einen Eilboten des römischen Königs gemeldet worden war. Dieser Bote befand sich heut im Gefolge des Kaisers und war ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, denn er war auch ein schöner, junger Mann, mit einem edlen, nur etwas zu ernsten Antlitze.

Als die gewohnte Runde gemacht war, der Kaiser mit Vielen gesprochen, die Herzogin ihre geliebte Hedwig, deren tiefe Bewegung und bebende Stimme sie wohl verstand, innig und mit verheißendem Blick begrüßt hatte, wandte sich der Monarch plötzlich um und winkte den jungen Edel=

mann, mit welchem Herzog Albrecht, etwas abgesondert, in einem scheinbar sehr angelegentlichen Gespräche stand, zu sich.

„Helfer von Landskron, ich will Dich zu alten Bekannten führen," sagte er gütig und Lienhard's Wange dunkelte nun auch in ihrer männlichen Farbe, denn der Kaiser hatte sich schon bei seiner Ankunft, nachdem er ihn gnädig, wie in alter Zeit empfangen, über die Zukunft, die er ihm nun ohne Widerspruch von irgend einer Seite bereiten wolle, offen geäußert. Er führte ihn, auch den alten Hager mit sich winkend, zu dem Kreise der Frauen, wo Frau von Altensteig mit ihrer Tochter stand.

„Ich bringe Euch einen Gast, Frau Elisabeth," sagte er. „Ihr werdet ihn um meinetwillen gut aufnehmen. Er heißt jetzt nicht mehr der Junker von Wolffenegg, sondern Helfer von Landskron, Ritter. Ich denke, Ihr werdet ihn nicht mehr schelten, wie früher, kleine Hetti. Einen Tag will er aber nur verweilen, dann giebt es noch mehr Kriegsehren zu gewinnen. Nutze Deine Zeit, Lienhard. Mit Dir, Hager, hab' ich noch ein Wort zu reden."

Es gab mehr als Einen in der Gesellschaft, welcher dies Wort errathen konnte. Es blieb auch nicht lange ein Geheimniß. Man erzählte sich noch im Verlaufe des Festes in mancher Gruppe, daß dieser bildschöne junge Mann, welcher zuerst den kaiserlichen Adler in der Stadt und dann beim Sturm auf die Burg von Wien aufgepflanzt und dafür den Ritterschlag mit dem Namen Helfer von

Landskron erhalten habe, vom Kaiser mit dem lieblichen Fräulein von Altensteig verlobt worden sei. Schon einst, als er noch der vermeintliche Sohn des Wolffenegger Veit gewesen sei und am Hofe allen Frauen die Köpfe verdreht, habe der Herr denselben Plan gehegt, es sei aber nichts damit geworden, weil der junge Mann in seltener Gewissenstreue selbst angegeben, daß er ein gestohlenes Kind und von bürgerlicher Herkunft sei. Höflinge wissen so viel, man vermuthet gar nicht, wie sie es erfahren. Es wurde auch erzählt, daß der König von Ungarn Alles aufgeboten habe, um ihn, der wegen einer gewissen zarten Angelegenheit, — welche in der Nähe dieser hohen Gäste nicht zu besprechen sei, — die Gunst des Erzherzogs Max verloren, in seine Dienste zu ziehen, daß er seinetwegen den rothen Wolffenegger und auch den Kunz vom Wachberge, welche fast zuerst vom Kaiser abgefallen, des ihnen zugetheilten Lehnes wieder beraubt, so daß sie nun in Verbannung und fremdem Solde kümmerlich lebten, daß er sogar dem Lienhard eine reiche ungarische Erbtochter zur Frau geben wollen. Dieser habe jedoch Alles ausgeschlagen, um in Wien eine Art Gracchus oder Cola Rienzi zu spielen, — auf die Richtigkeit des Vergleichs kommt es Höflingen nicht an. Das Gerede nahm schon gegen Ende des Festes einen bittern Beigeschmack an und wurde am andern Tage ganz gehässig.

Darum kümmerte sich aber Lienhard nicht. Denn der folgende Tag krönte sein Glück. Der Kaiser hatte

Hedwig's Vater seinen Wunsch eröffnet und dieser bereits insgeheim mit seiner Gemahlin gesprochen, noch ehe sie den Rückweg auf den Altensteig antraten. Frau Elisabeth glaubte das Herz ihres Kindes längst erforscht zu haben und als sie, ehe Lienhard auf dem Altensteig ankam, mit zarter Schonung in klare Frage kleiden wollte, was eine Entscheidung für das ganze Leben in sich trug, da sank ihr Hedwig an die treue Mutterbrust und gestand ihr, daß Lienhard ihr schon auf dem Feste, wo ihnen der Tanz, der den Abend krönte, eine Gelegenheit gegeben, Alles gesagt habe, — sie habe ja immer an ihn geglaubt und lege ihr Glück in der Eltern Hand.

Die Eltern wollten ja nur ihres Kindes Glück. Als Lienhard nun erschien und in Aller Augen las, daß seine Bitte erhört sei, da wurde der Bund der Herzen, der früh geknüpft, oft gestört, aber nie ganz zerrissen war, auf's Neue unauflöslich geschlossen. Nur einen Tag durfte Lienhard weilen, dann rief ihn die Ehre wieder an die Seite seines ritterlichen Herrn, um die Feinde aus den letzten Burgen Oesterreichs zu vertreiben und den Sieg bis tief hinein nach Ungarn zu tragen. Als endlich der Friede nach Jahresfrist mit dem neuen Könige Wladislaw geschlossen war, kehrte Lienhard mit dem Heere nach Deutschland zurück. Es schmerzte ihn, daß er die Wolffeneggischen Besitzungen, die er nimmer angenommen hätte, nicht dem rechtmäßigen Herrn zurückstellen konnte: der rothe Diez

hatte eine Zuflucht bei der schwarzen Schaar gesucht, welche der Bischof von Großwardein für den neuen König erkauft hatte und war in der Schlacht am Csonthegy gegen den Kronprätendenten, Johann Corvin, den natürlichen Sohn des Matthias, gefallen. Kunz vom Wachberge, welcher die Gnade Maximilian's gesucht und erhalten, hatte die Nachricht von Dietrich's Tode mitgebracht, die nun Lienhard's Zweifel über die Annahme der Güter zerstreute. In die Heimath zurückgekehrt, ging er aber nicht zuerst in das schöne Murthal, um sie in Besitz zu nehmen, sondern eilte einem schönern Ziele zu, das all' sein Glück in sich schloß. Das Wiedersehen war um so seliger, weil keine Trennung mehr hinter ihm stand. Der Segen der Kirche vereinte nun binnen kurzem das Paar und dann führte Lienhard seine junge Frau heim auf sein eigenes Besitzthum, von wo er den Altensteig noch oft besuchte, bis Herr Hager nach einem langen ehrenvollen Leben starb und nun durch des Kaisers Maximilian Gnade der Tochter das Lehn verblieb, so daß sie, Lienhard's oft geäußertem Wunsch entsprechend, dorthin zurück kehren und mit der Mutter vereint, ihr zum Trost und zur Freude, ein Leben des Glückes und Friedens führen konnten.

Ende des zweiten und letzten Theils.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.